

heft

für literatur, stadt und alltag



Fredrik Motta

hering

www.Kinder-und-Jugendpreis.de

Foto: © Luis Lombr - fotolia.com



Ein Preis für Projekte und Angebote, die die gesunde Ernährung und Bewegung von Kindern und Jugendlichen fördern.

 **DER PARITÄTISCHE**
BuntStiftung

 **Finanzgruppe**
Hessen-Thüringen

Kinder- und Jugendpreis Thüringen 2013

Ein Gemeinschaftspreis der **PARITÄTISCHEN BuntStiftung** und der **Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen** unter der Schirmherrschaft der **Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht**.

10.000 Euro

Einsendeschluss: 30. August 2013



Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch.

Für hochwertige künstlerische Druckzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/4168-0 | Telefax 0 36 43/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 33 (9. Jg.), Juli 2013 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 - 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Kerstin Wölke // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Caroline Hemmann, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Frollein Motte // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4, 13 und 23 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 1. Oktober; Redaktions- und Anzeigenschluß: 23. August. // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

stadt & alltag

- 04 schöne aussicht.
- 05 kurzfilmpreis geht nach erfurt.
- 06 kulturkonzept umsetzen!
- 06 fliegen wie mathias rust.
- 07 alles fön – und sonst?
- 09 stadtnatur und stadtkultur.
- 11 regioNah im maislabyrinth.
- 12 im portrait: elephants in castle.
- 13 bildungsstadt erfurt entdecken.
- 13 fünf fragen an: herr ring.
- 14 handwerk.
- 16 literaturbüro.
- 17 redaktion empfiehlt.
- 18 talknoten.
- 19 fragmente aus der abseitsfalle.
- 20 erfurter sportmuseum.
- 20 radio f.r.e.i. verlässt erfurt.
- 22 kulturriese gesucht!
- 23 deutsche gottespläne.

- 24 fotostrecke.

literatur // hering

- 28 miniaturen über den hering.
- 30 hering, haerere.
- 31 browsergame.
- 32 du magst das doch, oder?
- 34 die hamburgere rechnung.
- 36 im ankerwächter.
- 40 schwester am fenster.

- 43 autor/innenverzeichnis.



liebe leserin, lieber leser,

nach der »Rasenmäher«-Notausgabe im April gibt es nun wieder ein ganz reguläres hEft. Wir riskieren es, auch wenn die Jahresfinanzierung noch immer nicht gesichert ist. Die Reaktionen auf das Not-hEft waren bemerkenswert: Sie reichten von Verständnis für die Situation, über solidarische Bekundungen bis hin zu ehrlicher Enttäuschung, dass es in der Nummer nur so wenig zu lesen gab.

Mit dieser Ausgabe beginnt unser Magazin gleich einen längeren Kuraufenthalt; das äußere Erscheinungsbild wird in den kommenden Monaten etwas verändert, der Inhalt gestrafft. Damit einher geht auch die Gestaltung des Covers. Zukünftig soll der Titel einer jeden Ausgabe von einer anderen regionalen Künstlerin, einem anderen Künstler gestaltet werden. Interessierte können sich bei der hEft-Redaktion bewerben.

Auch heben wir ab sofort einen alten Grundsatz aus der Gründerzeit des hEFtes auf und steigen auf die Neue Rechtschreibung um. Ja, es gab Diskussionen in der Redaktion, man könne doch nicht diese neuen Regeln, die verstünde ja eh keiner und schon gar nicht wir usw. Aber eine gewisse unmotivierte Trägheit siegte. Wir wollen das jedoch nicht als Reaktion auf die vielen Beschwerden, vornehmlich von Pädagoginnen und Pädagogen, verstanden wissen, die über die Jahre hinweg immer wieder an unsere Verantwortung der jüngeren Generation gegenüber appellierten.

»Natur & Technik«, unser Jahresthema 2013, beschäftigt sich diesmal mit einem ausgesprochenen Sommerthema: dem Hering. Nützlich als Lebensgrundlage für Mensch, Tier und Zelt, laviert er sich durch unser Leben. Und nun auch durchs hEft.

Wir wünschen entspannte Wochen und allzeit ein volles Netz!

Die Redaktion

hEft in die Hand

Offene Redaktion

am 31. Juli // 19:30 Uhr // Weinstein Le Bar

Offenes Büro

immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr // Alte Salinenschule,
Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee)



Das Cover dieser Ausgabe gestaltete Frollein Motte. Die 24-jährige Studentin aus Weimar illustriert alles, was sie liebt und ärgert. Sie ist Mitglied im Illustrationsautomat.

www.frolleinmotte.blogspot.de

endlich 3. liga!

25. Mai 2017: Der aus dem FC Bornthal Erfurt hervorgegangene Retortenclub FC Rost Erfurt hat den Aufstieg in die 3. Fußball-Liga am letzten Spieltag mit einem 4:1 Heimsieg gegen den direkten Rivalen SV Schott Jena perfekt gemacht. Vor über 22.000 begeisterten Fans in der ausverkauften Erfurter Arena feierten die Spieler ausgelassen den vorläufigen Höhepunkt der Vereinsgeschichte. Vielen Erfurter Fußballfans jedoch stand trotz des Sieges etwas Wehmut ins Gesicht geschrieben, war der rasante Aufstieg der Rost-Elf doch direkt mit dem Niedergang des FC Rot-Weiß verbunden. 2013 noch kickte der Verein aus der Andreasvorstadt in der 9. Liga, Rot-Weiß in der dritthöchsten Spielklasse. Mit dem Lizenzzug der Rot-Weißen und dem schleppenden Umbau des damaligen Steigerwaldstadions folgte im Jahr darauf der Absturz in die 5. Liga, von dem sich der Club nicht mehr erholen sollte. Statt beim Traditionsverein der Stadt einzusteigen, pumppte die durch den Bratwurst-Boom in China inzwischen börsendotierte Erfurter Rost AG in den folgenden Jahren über 100 Mio. Euro in den Kreisklassenverein. Durch die umstrittene Fusion mit Rot-Weiß konnten drei Ligen übersprungen werden und das neue Stadion wurde Heimstätte des FC Rost. Somit vollzog sich eine Wachablösung im Erfurter Fußball innerhalb von nur wenigen Jahren.

Der Aufstieg in die 3. Liga soll für die Rostler jedoch nur ein weiterer Anfang sein: »Die zweite Liga haben wir fest im Visier, und wir denken, dass wir dort in den nächsten ein bis zwei Jahren auch spielen werden. Es erwarten uns sehr interessante Duelle mit Red Bull Leipzig oder Audi Ingolstadt«, schwärmt Rost-Boss Heiko Heinemann. Eine Handvoll treuer Rot-Weiß-Fans versuchten bei der anschließenden Aufstiegsparty, sich noch einmal Gehör zu verschaffen. Sie entrollten ein Banner mit der Aufschrift »Auf den Rost mit Rost – Erfurt ist Rot-Weiß!« Aber sie ernteten nur Kopfschütteln vom feiernden Publikum und wurden mit einer spontanen Polonaise eingekreist und mit Brause bespritzt. Das einzig Positive an der jetzigen Situation sei, war von einem der alten Fans zu hören, bevor er zu den Kindern in die Hüpfburg gehievt wurde, dass es im Stadion nun endlich ordentliche Bratwürste gebe. Und das ist ja immerhin etwas. /// tp

ab in den müll!

17. Juli 2016: Im April 2013 forderten besorgte Erfurter Bürger die Stadtverwaltung auf, einen Arbeitskreis zur Lösung des »Pfandflaschenproblems« ins Leben zu rufen. Ursächlich für die Eingabe waren die zahlreichen Pfandflaschen, die der Partypöbel tagtäglich in den Mülleimern der Innenstadt entsorgt und die dann von der Schar der Flaschensammler wieder herausgeklaubt werden. Die Quintessenz des Schreibens, das seinerzeit an den Erfurter Oberbürgermeister gerichtet war, lautete: Wenn Menschen aus dem Müll leben müssten, sei das kein schöner Anblick. Das ist wohl wahr und das Anliegen der Schreiber erscheint uns im Nachhinein umso verständlicher, als jene Art gutmenschelnder Stadtbummler dem Leid seiner Mitmenschen grundsätzlich ratlos gegenübersteht. Es drückt ihm somit auf klein- oder bildungsbürgerliche Gemüt und versaut ihm den sauer erarbeiteten Feierabend. Die Stadt reagierte überraschend schnell, stand doch zu befürchten, dass sich der flaschensammelnde Humanausschuss bei seinem unappetitlichen Broterwerb in einem städtischen Mülleimer (womit auch immer) infizieren und anschließend tatsächlich auf die Idee kommen könnte, von seinem (noch) existierenden Recht auf medizinische Grundversorgung Gebrauch zu machen. Dies hätte möglicherweise Regressansprüche in unüberschaubarer Höhe zur Folge gehabt. Der Arbeitskreis wurde also schleunigst eingerichtet und präsentierte ein Jahr später einen ersten Lösungsansatz. Man schlug vor, alle Mülleimer in der Innenstadt zu entfernen. Der Vorschlag stieß jedoch auf heftigen Widerstand im Stadtrat. Vor allem die grüne Fraktion blockierte – aus umwelpädagogischen Gründen. Nun, nach dreijähriger Arbeitszeit, kam dem Arbeitskreis offenbar der zündende Gedanke: Die Mülleimer sollen demzufolge zwar demontiert, die Flaschensammler allerdings gleichzeitig als mobile Müllschlucker eingesetzt werden. Dieses System biete, so der Arbeitskreisvorsitzende Joseph Hess, mehrere Vorteile: Die im Müll enthaltenen Speisereste dienten einerseits als sinnvolle Nahrungsergänzung für die Flaschensammler und könnten andererseits pauschal auf den Hartz-IV-Regelsatz angerechnet werden. Zudem seien die »Mülleinheiten« sehr beweglich und bei Bedarf leicht an den Stadtrand zu vertreiben. Prima! Das muss jetzt vom Stadtrat nur noch durchgewunken werden und dann ist Erfurt wieder sauber! /// ap

schonungslos offen.

Die Erfurter Filmemacher Patrick Richter und Jessy Asmus haben mit ihrem Dokumentarfilm »Neununddreißig« im Mai überraschend den ersten Preis im Deutschen Wettbewerb der renommierten Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen gewonnen. Wir sprachen mit beiden über den Film und was mit ihm verbunden ist

Zunächst unseren herzlichen Glückwunsch zu dem Preis! Das war schon eine Überraschung, oder?

Patrick: Ja klar, ich hab jahrelang in Oberhausen Filme eingereicht und nun wurde »Neununddreißig« aus über 1400 Einreichungen für den deutschen Wettbewerb ausgewählt und lief mit 16 weiteren Filmen im Programm. Dass unser Film überhaupt vor einem großen Fachpublikum seine Premiere hatte, war schon bombastisch. Eine lobende Erwähnung wäre schon Gold wert gewesen. Aber dass wir mit einem solch schweren Thema einen Preis gewinnen würden, daran dachten wir nicht. Uns war wichtig, die Reaktionen der Zuschauer zu sehen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen – deshalb sind wir nach Oberhausen gefahren.

Jessy: Zumal bei der Premiere so ziemlich alles schief lief, was schief laufen konnte: Erst startete der Film wegen technischer Probleme nicht, dann lief er ohne Ton an. Und wir schwitzten in den Kinosesseln. Dann klappte aber alles noch.

Der Film begleitet die an Magersucht leidende Esther über mehrere Monate hinweg. Der Titel bezieht sich auf ihr Wunschgewicht: 39 Kilogramm. Es ist ein sehr persönlicher Film, denn die Protagonistin kommt aus eurem engsten Familienkreis. Was waren die Intentionen des Films?

Patrick: Zunächst wollten wir das, was wir erlebt haben, verarbeiten, festhalten und der Protagonistin einen Spiegel

vorhalten, weil man sich im Film noch einmal ganz anders wahrnimmt. Das Material, das wir aufgenommen hatten, war zunächst sehr fragmentarisch, es sollte nur eine Stimmung vermitteln. Dass daraus ein Film entstehen würde, war damals noch nicht klar.

Jessy: Erstmal haben wir zwei Jahre gar nichts an dem Material gemacht. Mir war wichtig, einen Eindruck von der damaligen Situation zu geben, in der sich Esther und in der wir uns befunden haben.

Es gibt die persönliche Betroffenheit und gleichzeitig den sachlichen, dokumentarischen Blick der Kamera. Welche Probleme ergaben sich aus dieser schwierigen Konstellation?

Patrick: Wenn man so nah mit jemandem Vertrauten dreht, kann man einige Fragen vom Protagonisten nicht beantwortet bekommen, weil man schon zuviel weiß und in der Regel keine herkömmlichen Interviewsituationen herstellen kann. Wenn man jemanden nicht kennt, hat man viel mehr Möglichkeiten, Dinge herauszukitzeln. Und natürlich hat man eine riesengroße Verantwortung dafür, was man mit dem Material macht und wie man jemanden darstellt – gerade wenn es um die Familie geht. Oft hat man ja nur begrenztes Material von Personen, und da kann es vorkommen, dass ein einseitiger Blick vermittelt wird.

Der Film enthält sehr private, ja intime Sequenzen. Fiel es euch schwer, diese Szenen im Film zu belassen?

Patrick: Es ging uns zum einen um die Darstellung der Krankheit und andererseits um den Schutz der Person. In manchen Situationen aber habe ich kein gutes Gefühl beim Filmen gehabt. Andererseits sind solche Szenen, die zum Beispiel die depressive Seite der Krankheit schonungslos zeigen, ein wichtiger Teil, den man nicht ausblenden sollte, weil man so etwas normalerweise nicht sieht.

Welche Reaktionen gab es auf den Film?

Jessy: Wir hatten ein bisschen Angst, den Film vor einem so großen Publikum zu zeigen, und haben Reaktionen erwartet, wie: Warum habt ihr das gefilmt? Aber die Leute haben anschließend sehr positiv reagiert und waren sehr berührt.

Patrick: Irgendwann ging es dann nicht mehr um den Film, sondern um unser Privatleben, und darum, wie es Esther und uns heute geht. Der Film endet ja ziemlich plötzlich und hat ein offenes Ende. Der Zuschauer aber will Gewissheit, ein Happy End oder wenigstens eine Auflösung. Aber die gibt der Film nicht. /// Interview: Thomas Putz

Foto: privat



weitere Informationen unter www.mauerfuchs.de

kulturkonzept umsetzen!

»Die Landeshauptstadt Erfurt bekennt sich zur Entwicklung neuer und zum Ausbau vorhandener Kulturräume. Diese sollen nicht nur bestehende Angebote ergänzen, sondern neue Initiativen und künstlerische Projekte ermöglichen und unterstützen.« Ein Zitat aus dem Erfurter Kulturkonzept, das sinnbildlich über der Veranstaltungsreihe »kreatEF« stehen könnte. Initiiert durch die Kulturdirektion, treffen sich seit Februar dieses Jahres vierteljährlich Vertreter der Stadtverwaltung und der freien Kulturszene, um miteinander ins Gespräch zu kommen und konkrete Fragen zu erörtern.

In den bisherigen zwei Veranstaltungen kristallisierten sich zwei inhaltliche Schwerpunkte heraus. Auf der einen Seite ging es um die zu beachtenden Rahmenbedingungen und das konkrete Prozedere, wenn eine Kulturveranstaltung in einem nicht-etablierten Raum stattfinden soll: Lärmschutz, Anwohner, Nutzungsänderung, Fluchtwege, Ausschankgenehmigung, Sperrstunde etc. Da die Vertreter der zuständigen Ämter anwesend waren, erhielt man interessante Informationen aus erster Hand, die teilweise jedoch ernüchternd waren, weil die Einhaltung der gesetzlichen Rahmenbedingungen oft die Kapazitäten der meist ehrenamtlichen Kulturprojekte übersteigt oder Veranstaltungskonzepte bis zur Unkenntlichkeit beschneiden – wie etwa beim koCOLORes-Festival im Brühler Garten. Dem Wunsch nach einem Aushandeln dieser Rahmenbedingungen wurde mit dem Hinweis auf geltende Gesetze eine klare Absage erteilt. Immerhin ließ sich eine Mitarbeiterin der Verwaltung zu der Aussage hinreißen: »Unsere Schlupflöcher heißen Ermessensspielräume«. Inwieweit die dann auch eingeräumt werden, muss die Praxis zeigen.

Auf der anderen Seite wurde der Wunsch der freien Kulturszene nach offenen (kommunalen) Flächen und freien Räumen für Kulturprojekte in der Stadt deutlich artikuliert. Unterstützung gab es vom Kulturdirektor Tobias Knoblich, der die Frage »Wem gehört die Stadt?« aufgriff und zukünftig gerne stärker diskutieren möchte. Der Wunsch nach einer Liste mit städtischen Objekten, die temporär für kulturelle Zwecke genutzt werden könnten, wurde aus nachvollziehbaren Gründen verworfen. Bei einer Anfrage an die Verwaltung sollte man stets ein konkretes Objekt im Auge haben. Ansprechpartnerin ist hier die Kulturlotsin Susanne Peter. Bei ihr kann auch eine Veranstaltungcheckliste mit allen Dingen, die zu beachten sind, angefordert werden. Das nächste »kreatEF« findet im August statt. Das hEFt wird weiter berichten. /// tp

Kontakt: kulturlotse@erfurt.de

fliegen wie mathias rust.

Das Wetter war gut, das Flugzeug geputzt – und es war Himmelfahrt. Beste Voraussetzungen also für einen Rundflug. Den hatten Thomas Engemann und Grit Güsewell auf der hEFt-reliest-Party im Dezember ersteigert, und nun wurde der Gutschein eingelöst. Als Pilot fungierte kein geringerer als Thomas Rost, der als hEFt-Moderator in den letzten Jahren in die verschiedensten Rollen schlüpfte. Nun also Pilot – allerdings mit echtem Flugschein!

Auf dem Flugplatz Alkersleben bestiegen wir die Cessna 175, ein Klassiker, wie uns versichert wurde, mit dem schon Mathias Rust 1987 in Moskau landete. 35 Jahre hatte unsere Maschine auf dem Buckel, und das sah man ihr auch an – von innen zumindest. Zuversichtlich waren wir trotzdem. Und nachdem wir gestartet waren, herrschte im Cockpit zwar ein Höllenlärm, aber die völlig neue Perspektive auf Stadt und Land war phantastisch. Wie auf einer Modelleisenbahnplatte lagen die Dörfer und Wälder unter uns. Nach zwei Runden über Erfurt ging es noch nach Weimar und dann zurück. Trotz einiger heftiger Winde, gegen die sich die Maschine und der Pilot wacker zur Wehr setzten, landeten wir sanft auf dem kleinen Rollfeld bei Arnstadt. Nein, die Knie schlotterten nicht – und doch war es gut, nach dieser großartigen Erfahrung wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Danke hEFt, danke ACS Air Charter Service – danke, Herr Rost! /// dt

Foto: hEFt



alles fön – und sonst?

Immerhin, es geht weiter etwas in der freien kulturellen Landschaft Erfurts. Anfang Juni wurde in den Räumlichkeiten im Erfurter Zughafen am Güterbahnhof zum dritten Mal der FÖN-Kunstpreis verliehen

Insgesamt 1200 Besucher haben die einwöchige Ausstellung gesehen. Aus 140 digitalen Bildbeiträgen zum Thema »Neben mir« erhielt Anja Köhne aus Kassel den mit 700 Euro dotierten Jury-Preis. Der Zuschauerpreis (300 Euro) ging an Maren Krings aus Bad Langensalza. Das ist ein großer Erfolg für die Macher vom Kunst- und Kulturverein FÖN e.V., die sich vorgenommen haben, auf mögliche Veranstaltungsorte der Stadt hinzuweisen, bevor diese Chance endgültig genommen wird. Insofern machte der diesjährige Veranstaltungsort, der Zughafen, eine Ausnahme. Die Künstlerwerkstatt, die einst gemeinsam vom Erfurter Musiker Clueso und seinen Weggefährten aufgebaut wurde (inklusive Aufnahmestudios und Produktionsräumen), besteht seit mehr als zehn Jahren und läuft – Gott sei Dank – kurzfristig auch nicht Gefahr, abgerissen bzw. zweckentfremdet zu werden. Und für eine kulturell interessierte Öffentlichkeit wird diese Stätte immer wieder geöffnet.

Anders schaut es bei den bisherigen beiden Veranstaltungsorten in Erfurt aus, dem Klubhaus der Energiearbeiter in der Iderhoffstraße und der Defensionskaserne auf dem Petersberg. Ersteres Gebäude wurde einfach stillgelegt, von den geplanten Eigentumswohnungen ist bislang nichts zu sehen.

Für die seit Jahren ungenutzte Defensionskaserne entwickeln die Verantwortlichen des vor einem halben Jahr gegründeten Vereins KulturQuartier Petersberg Ideen, um das historische Gebäude zu einem Kultur- und Kommunikationsort umzuwandeln. Eine Umfrage mit Vorschlägen läuft bereits auf der Homepage des Vereins.

Das sind alles positive Signale für die freie kulturelle Szene Erfurts. Und doch machen Ereignisse, wie der jüngste FÖN-Kunstpreis, immer auch ein wenig melancholisch, weil in jenen Momenten deutlich wird, dass viele dieser Veranstaltungen entweder nicht auf Dauer angelegt sind, weil die Organisatoren oft ehrenamtlich arbeiten und nur kostendeckend planen, oder eben nicht in dauerhaft nutzbaren Räumlichkeiten stattfinden. Auch die Macher des FÖN-Kunstpreises sind klassische Überzeugungstäter, die im normalen Leben einem nicht in der Kultur angesiedelten Beruf nachgehen.

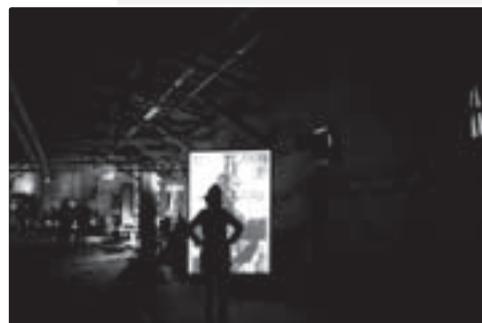
Und so hat man in Erfurt schon viele beliebte Orte der Begegnung kommen und gehen sehen: in den 90er Jahren die öffentlich zugängliche Kantine des Schauspielhauses, die Disco »Rotplombe«, das Café togo in der Neuwerkstraße, die Kantine in der Schlachthofstraße, im letzten Jahr der Studentenclub »Unikum« oder jüngst das Kokolores-Festival im Brühler



Garten, dessen Organisatoren einstweilen aufgaben, weil die behördlichen Hürden und Beschwerden der Anwohner zu kraftraubend waren.

Das Vorübergehende wird zum Dauerzustand. Am besten fährt derjenige, der diese Tatsache gleich in sein Konzept einarbeitet und den permanenten Wechsel zum Prinzip erhebt, so wie es die Veranstalter von FÖN, der Haifischbarparty oder der Kurzfilmwanderung tun. Es bleibt die Erkenntnis, dass trotz einiger positiver Beispiele – der Klub Franz Mehlhose in der Löberstraße hat sich offenbar etabliert – viele Chancen nicht genutzt werden konnten. Manchmal entstanden aus kulturell erschließenswerten, oft historischen Gebäuden schlicht Loftwohnungen, teils gingen Unternehmen in die später sanierten Gebäude, manchmal liegen sie schon seit Jahren still und in einigen Fällen wurden sie abgerissen. Die Liste vergebener Chancen für neue kulturelle Orte ist lang: das Heizwerk im Brühl, die Malzfabrik in der Thälmannstraße, das Schauspielhaus am Kloostergang und das einstige Straßenbahndepot in der Madgeburger Allee. Oft wird von den jeweils Verantwortlichen, wie der Landesentwicklungsgesellschaft LEG, die schnelle, kurzfristig profitable Lösung gesucht. Das heißt, man wartet auf den meistbietenden Käufer und freut sich über eine baldige Sanierung. Langfristige Lösungen gelingen nur in Ausnahmefällen. Umso trauriger ist ein Beispiel aus Weimar, das zum Vorbild für Kulturschaffende Erfurts und in den anderen Thüringer Städten hätte werden können. Die Betreiber vom Weimarer »Lichthaus«-Kino standen drei Jahre lang mit den Führungsspitzen der Stadtwerke Weimar in Kontakt, um eine langfristige Lösung für ihr Kino und das gesamte Areal darum, das E-Werk, zu finden. Zunächst stand ein Kauf als ernsthafte Option an, später kümmerte man sich um eine Erbpacht. Ein langfristiges Konzept für eine sanfte Sanierung der Gebäude und für eine niederschwellige Kultur wurde parallel entwickelt, der Oberbürgermeister Weimars sprach sich öffentlich für diese Idee aus. Dann machten die Verantwortlichen der Stadtwerke Weimar Anfang des Jahres die Rolle rückwärts. Eine Erbpacht stand nun nicht mehr im Raum, jetzt soll eine Stiftung die Lösung sein. Die Betreiber des Lichthaus-Kinos, die mit den Stadtwerken noch einen Vertrag bis 2019 als Mieter haben, stehen nun außen vor. Es müsse generell ein Umdenken stattfinden und nicht nur wohnungsmarktpolitische Erwägungen in der Stadtplanung eine Rolle spielen, sagt Dirk Heinje vom Lichthaus-Kino: »Das ist wahrscheinlich genau diese Krux, dass man in den Köpfen gar nicht mehr die Freiheit hat, zu sagen, wir stellen Raum zur Verfügung und zwar für eine geringfügige Miete, wo sich Menschen ausprobieren können und wo sie auch wachsen können. Das ist bei uns passiert. Wir sind mittlerweile ein Unternehmen geworden, das funktioniert. Es fehlt bislang noch der Mut, anders zu denken und andere Wege zu gehen.«

Geduld und Beharrlichkeit scheinen also für zukünftige Projekte in Erfurt und anderswo gefragt zu sein. Noch bleibt der Eindruck eines kulturellen Flickenteppichs bestehen, der mitunter sehr schillernd ist, von dem man aber nicht weiß, wie langfristig es die einzelnen Projekte geben wird. Mitunter, und das ist sicherlich auch weiterer kluger Schritt, entstehen auch konkrete Synergien. So arbeiten beim Theaterbadetag am 13. Juli im Erfurter Dreibrunnenbad die Macher vom FÖN-Kunstpreis und vom Sportfest erstmals zusammen. Man darf also weiter hoffen. /// Reinhard Hucke



stadtnatur und stadtkultur.

Erfurt liegt zwar nicht (mehr) am Meer, hat aber trotzdem eine Lagune. Nicht blau, sondern grün bietet sie seit nunmehr sieben Jahren Raum zum Gärtnern, für Veranstaltungen oder um die Seele baumeln zu lassen. Vor kurzem wurde ein neuer Nutzungsvertrag für die Brachfläche in der Werner-Uhlworm-Straße unterschrieben. Wir sprachen über das Gestern, das Heute und das Morgen mit den Lagunauten Christine Beternitz und Alexander Seyboth

Für die zwei Menschen, die die Lagune noch nicht kennen: Könnt ihr kurz die Idee, die hinter dem Projekt Lagune steckt, erläutern?

Alexander: Die Idee entstand aus meinem damaligen Freundeskreis heraus. Wir haben hier in Erfurt Gartenbau studiert, gleich um die Ecke gewohnt und uns alle sehr für Stadtnatur und deren Entwicklungsmöglichkeiten interessiert. Wir waren auf der Suche nach einer geeigneten Fläche, nach einer Oase, die wir uns schaffen wollten. Daraufhin sind wir mit Frau Hoyer vom Stadtentwicklungsamt ins Gespräch gekommen und bei ihr auf offene Ohren gestoßen. Sie hat uns bei der Flächenakquise sehr unterstützt. Die Wahl fiel auf die Fläche in der Werner-Uhlworm-Straße, weil sie alles bot, was wir brauchten. Sie hat eine gute Größe, einerseits diese wilde Stadtnatur, andererseits einen halboffenen Bereich. Wichtig ist, zu verstehen, dass die Lagune von Beginn an als offener Raum für ganz verschiedene Aktivitäten gedacht war. Ob das nun der Ort für Gemüseanbau, der Kinderspielplatz, das umweltpädagogische Angebot oder die kulturelle Veranstaltung ist, hängt von den Interessen der Leute ab, die sich beteiligen. Das unterscheidet uns auch von anderen Stadtgärten, wo der Schwerpunkt häufig auf dem Gärtnern liegt.

Christine: Dazu kommt, dass die Lagune inzwischen auch im Stadtteil verankert ist. Die Kinder aus dem Kindergarten »Weltentdecker« gleich um die Ecke gärtnern beispielsweise schon von Anfang an hier und die Thomas-Mann-Grundschule kommt seit einiger Zeit regelmäßig zum Schulgartenunterricht. Die bekommen einen Schlüssel und regeln das völlig selbständig. Besonders für Kinder ist das hier ein Paradies. Auch zu unseren Veranstaltungen und Angeboten kommen viele Eltern mit ihren Kindern, auch wenn wir natürlich nicht immer wissen, ob sie aus dem Stadtteil kommen.

Die Lagune existiert seit 2006 und es gab bisher eine ganze Menge Veranstaltungen und Angebote. Ganz spontan, woran erinnert ihr euch besonders gern zurück?

Alexander: Mir fallen da vor allem die kulturellen Veranstaltungen ein. Die Idee, den Menschen durch ein kulturelles Event Stadtnatur nahe zu bringen, interessiert mich besonders. Das sind ja ganz unterschiedliche Nutzerkreise die man damit anspricht. Eine der eindrucklichsten Veranstaltungen in dieser Hinsicht war für mich die kulinarische Filmmacht. Da gab's neben dem Film »Zimt und Koriander« auch Slowfood vom Grill und eine Menge Informationen über regionale Lebensmittel.

Auch nicht vergessen werde ich die private Techno-Party, die nachts um drei von der Polizei geräumt wurde. So was geht heute allerdings nicht mehr.

Christine: Mein schönster Moment war auch eine Party, die wir mit Freunden auf der Lagune gefeiert haben. Es war schon immer mein Traum, Musik, die man liebt, in der Natur, die man liebt, zu genießen. Am Ende kam hier auch die Polizei, da die eben erwähnte Techno-Party nur wenige Tage zuvor stattgefunden hatte und die Anwohner und Anwohnerinnen dadurch schon verärgert waren. Verständlicherweise. Aber, ehrlich gesagt, ich vermisse diese Zeit auch ein wenig, als wir hier noch solche Partys hatten.

Früher war wurde das Gelände industriell genutzt. Welche Konsequenzen hatte das für eure Arbeit?

Alexander: Auf dem Gelände war eine KFZ-Werkstatt. Die Erde ist dadurch zwar nicht verseucht, und inzwischen hat sich die Bodenqualität sicher weiter verbessert, aber es gibt ein Gutachten aus dem Jahr 2006, in dem empfohlen wird, nicht direkt auf dem Boden Gemüse anzubauen. Deshalb haben wir die Hochbeete angelegt und darunter eine Sperrschicht gezogen. Fünf Tonnen Kies, alles mit der Schubkarre. Damit wollten wir zeigen, dass auch auf kontaminierten Boden Gärtnern möglich ist.

Das kostet ja alles auch ein bisschen Geld. Wie finanziert ihr euch denn?

Alexander: Für die Fläche selber zahlen wir nichts. Die Stadt Erfurt hat die Fläche vom Eigentümer gepachtet und uns überlassen. Die Arbeit wird hauptsächlich ehrenamtlich geleistet. Aber für die Bildungsangebote braucht man natürlich eine kontinuierliche Finanzierung. Das ist nicht immer leicht.

Christine: Ja, und da beantragen wir ganz normal Fördergelder für unsere Projekte bei ganz verschiedenen Geldgebern. Wir sind inzwischen recht professionell, was die Antragstellung betrifft, und in den letzten Jahren regelmäßig gefördert worden. Obwohl es in diesem Jahr alles ein bisschen schwierig ist. Wir wollten eigentlich einen großen Lehmofen bauen, aber das wird wahrscheinlich nichts, weil wir das Geld dafür nicht zusammenbekommen.



Wie ist das mit den Hochbeeten? Fallen Gebühren an, wenn man die nutzen will, zum Beispiel zum Gemüseanbau?

Christine: Grundsätzlich wäre es gut, wenn man sich im Frühjahr rechtzeitig bei uns meldet. Das Interesse an unseren Hochbeeten hat in den letzten Jahren stark zugenommen und unsere Kapazitäten, neue Beete zu bauen, sind begrenzt. Es gibt in dem Sinne aber keinen Quadratmeterpreis. Wir freuen uns aber über Hilfe bei unseren Veranstaltungen oder auch über eine kleine Spende.

Und man muss auch nicht in einen Verein eintreten, um in der Lagune Kohlrabi anzubauen?

Alexander: Nein, wer Interesse hat, kann kommen. Die Lagune selber ist auch kein Verein, sondern ein Arbeitskreis innerhalb des BUND-Stadtverbandes Erfurt. Wir haben uns am Anfang bewusst dafür entschieden, keine neuen Vereinsstrukturen aufzubauen, die es zu verwalten gilt, und uns deshalb dem BUND angeschlossen. Das war eine ganz pragmatische Entscheidung und wir haben damit gute Erfahrungen gemacht.

Gerade wurde ein neuer Nutzungsvertrag unterschrieben. Heißt das, die Lagune wird auf absehbare Zeit weiter existieren?

Christine: Der neue Nutzungsvertrag läuft zwei Jahre. Die relativ kurze Laufzeit entsprach dem Wunsch des Eigentümers. Wir hätten uns eine Laufzeit von fünf Jahren gewünscht.

Das bedeutet, die Fläche könnte nach den zwei Jahren auch verkauft und dann ganz anders genutzt werden?

Alexander: Also, uns sind jetzt keine anderen Interessenten für das Gelände bekannt. Unser Motto war aber von Anfang an eine temporäre Brachflächennutzung in der Stadt. Die Krux ist aber, dass man sich mit den Jahren das Ganze dann doch immer ein bisschen wohnlich gestaltet. Wir haben zwar kein Haus gebaut, aber eine Säulenhalle, also unsere kleine Bar. Da kommen schon ein paar Sachen dazu, die eine Räumung gar nicht mehr

so einfach machen. Ich mag an sich die Idee, flexibel mit solchen Flächen umzugehen und sie immer wieder anders zu nutzen. Aber man lebt sich eben auch ein.

Christine: Es gibt auch die Idee, die Fläche zu kaufen. Die Grundstückspreise in der Krämpfervorstadt sind ja noch überschaubar. Aber es ist jetzt nicht so, dass wir gezielt darauf hinarbeiten.

Neben euch gibt es noch weitere Initiativen in der Stadt, die Brachflächen gärtnerisch nutzen und ähnliche Ziele haben. Gibt es dort eine Zusammenarbeit?

Christine: Wir haben dieses Jahr immerhin unsere Terminkalender aufeinander abgestimmt. Das ist schon viel wert. Und wir kennen natürlich die Leute vom Interkulturellen Garten oder von der Transition-Town-Initiative, und man hilft sich auch untereinander, zum Beispiel beim Bau eines Kompostklos. Eine direkte Kooperation gibt es aber nicht.

Was liegt dieses Jahr in der Lagune noch an?

Christine: Wir wollen diesen September wieder ein Stadtteilstück in der Krämpfervorstadt organisieren und freuen uns über Leute, die uns da organisatorisch unterstützen. Dann freuen wir uns auch über neue Lagunauten, die Ideen und Tatkraft in die Lagune bringen. Wenn also Leute dahingehend mit uns Kontakt aufnehmen wollen, können sie uns eine Mail schreiben oder zum LAGUNE-Stammtisch kommen: immer am ersten Montag im Monat in der Offenen Arbeit um 20 Uhr. Außerdem ist die Lagune im Juli und im September jeden Donnerstag zum Café ab 14 Uhr geöffnet. Im August ist leider geschlossen.

Vielen Dank für das Gespräch!

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

Foto: hEFT



Christine Beternitz engagiert sich seit 2009 ehrenamtlich und seit 2012 im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes in der Lagune tätig. Sie ist studierte Sozialarbeiterin.

Alexander Seyboth ist Gründungsmitglied und Lagunaut der ersten Stunde. Von Hause aus Dipl.-Ing. für Gartenbau, arbeitet er zurzeit hauptberuflich als Geschäftsführer beim Thüringer Ökoherz e.V.

Web: <http://www.lagune-erfurt.de>
E-Mail: info@lagune-erfurt.de

regionale nähe.

Er ist zurzeit nur kniehoch und wird Ende des Sommers bis auf stattliche zwei Meter herangewachsen sein. Über ihn wird viel gestritten, einigen bereitet er Sorge wegen seiner Auswirkungen auf Natur und Mensch. Für andere ist er ein wahres Geschenk: der Mais. Und er beherbergt die »RegioNah 2013«, Thüringens Plattform für den Umgang mit regionalen Ressourcen

Ob als Gemüse, Futter, Öl, Treibstoff, Kleber oder gar Plastikersatz, über kaum eine Pflanze wird in der Öffentlichkeit im Moment wohl soviel diskutiert, wie über den Mais. An ihm scheiden sich die Geister und so bietet er auch einen guten Anlass, über unseren Umgang mit Umwelt und Natur, den Ökolisten, Biobrotchen und E 10 zu sprechen.

Frische Lebensmittel aus der Region, von glücklichen Kühen und fleißigen Bauern erzeugt, das sind die Bilder, aus denen heute ein Stück Selbstbestimmung zurückgewonnen werden soll. Eine Selbstbestimmung, welche den Wunsch nach Gestaltung und Wirkung durch das eigene Handeln in sich trägt. Die grüne Bewegung ist zwar längst zum Lebensgefühl geworden, und doch kommt es dadurch auch zu einem anderen Verständnis im Umgang und der Nutzung von Natur und Umwelt. Nicht automatisch stehen Produkte aus der Region für eine nachhaltige Bewirtschaftung von Kulturlandschaften, nicht immer ist Bio auch besser auf die Bedürfnisse von Tier und Mensch zugeschnitten, und nicht alle, die sich für die Natur interessieren, meinen auch das gleiche damit.

Genau zu diesen Fragen, zum Umgang und Erhalt einer lebenswerten Umwelt, haben sich in den vergangenen Monaten Menschen aus Thüringen zusammengefunden. Ihre Ansätze wollen sie an einem Tag im August im Erfurter Maislabyrinth gemeinsam mit Akteuren aus Umwelt und Naturschutz,

regionalen Handwerkern, Initiativen und Interessierten öffentlich darstellen. Dabei sind die Beweggründe recht unterschiedlich: von Handwerkern, welche die Nutzung von Rohstoffen aus der Region zeigen, über Genossenschaften, die den Vertrieb regionaler Produkte fördern wollen, bis hin zu Initiativen, für die die Nutzung von städtischen Räumen für Gemüse, Obst und Erholung im Vordergrund steht.

Regionale Nähe mit Nachhaltigkeit zu verbinden, ist sicherlich keine neue Idee und deshalb soll die »RegioNah« auch den Raum bieten, Neues kennenzulernen, Altes zu hinterfragen und gemeinsam andere Wege im Umgang und der Nutzung von Umwelt zu erschließen. Dabei stehen Mitmachangebote im Vordergrund. Es kann selber gebastelt und ausprobiert, diskutiert und informiert oder im Freiluftkino entspannt werden. Ob jung, ob alt, das Maislabyrinth bietet für jede und jeden etwas und ist alles andere als eine Pflanzenwüste inmitten der Maisfelder im Norden der Stadt. Ganz im Sinne von »Ideen können nur nützen, wenn sie in vielen Köpfen lebendig werden« (Alexander von Humboldt), steht die RegioNah am 10. August von 10 bis 18 Uhr allen offen. Einfach von der Krämerbrücke mit dem Drahtesel den Geraradweg bis zum Europaplatz, dann unter der B 4 durch und der Beschilderung folgen. Wer per Bahn, zu Fuß oder mit dem Auto in die Demminer Straße 30 kommt, ist natürlich auch willkommen. /// **Martin Kürth**

melancholie in dur und moll.

Seit anderthalb Jahren gibt es die Erfurter Band Elephants In Castle, zwei Männer mit Gitarren, Stimmen, Drums vom Computer und ab und zu einem Drummer bei Konzerten. Zurzeit feilen sie an der zweiten EP, die kurz vor der Veröffentlichung steht

Denis und Marcel sahen sich zum ersten Mal in einem Philosophieseminar an der Uni. »Ich wusste sofort, dass er Musik macht«, erklärt Denis. Zwei Jamsessions im Predigerkeller später kamen sie miteinander ins Gespräch und machen von da an gemeinsam Musik in ihren Wohnzimmern. Zwei Elefanten, die Rücksicht auf die Nachbarn nehmen. Die Songs sind eher leise, immer melancholisch, und doch von einer gebündelten Kraft geprägt. Fragt man Denis und Marcel nach musikalischen Vorbildern, so erfährt man nur so viel: Ja, die gebe es. Es sei immer irgendwas mit Gitarren. Sie wünschen sich, dass man sich ohne falsche Bilder im Kopf ihrer Musik nähert.

Die Songs entstehen meist intuitiv. Manchmal liegt ein Gitarrenriff drei Jahre in der Schublade. Oder im Kopf. Das Beste bleibt sowieso im Kopf. Irgendwann ist die Zeit dann reif. Es wird probiert, aufgenommen, probiert und erweitert. Texte und Melodien kommen einfach heraus, sei es aus absichtslosem Gitarrenspiel oder inspiriert von Klängen auf der Straße,

das Geräusch von Ampelklicken zum Beispiel, oder der Klang von Schritten, wenn jemand eine Treppe heruntergeht. Diese ersten Ideen von Text, Rhythmus und Klang werden akribisch bearbeitet, erweitert und verfeinert. Dabei zeigt sich, wie gut Denis und Marcel harmonieren. Der erste gemeinsame Song, der Orphan Song, entstand aus Denis' Frage, wie es wohl für Waisen ist, Geburtstag oder Weihnachten zu feiern. Er erarbeitete den Text beim Gitarrespielen und »Marcel machte dann den Zauber aus dem Lied«, so Denis.

Warum sind die Songs eher düster? Marcel glaubt: »Es ist schwieriger, einen guten lebensbejahenden Song zu schreiben. Viel schwieriger. Außer, man ist Johnny Cash.« Dur oder Moll, egal. Was ist das überhaupt? Die Antwort von Marcel: »Dur ist wohl das Nettere. Unsere Kunst besteht darin, auch in Dur melancholisch zu klingen.«

Das Ziel beim Komponieren ist nur das gute Stück. Denis und Marcel haben kein bestimmtes Publikum vor Augen. Auch wenn keiner zuhört, sie würden Musik machen, weil sie gar nicht anders können. Haben sie Lampenfieber vor Auftritten? Beide schütteln unisono den Kopf. »Die Angst, vor Publikum zu spielen, ist die einzige Angst, die ich nicht habe«, entgegnet Marcel. »Eher habe ich Angst, im Supermarkt mein Portemonnaie fallen zu lassen.« Vor einem Konzert empfinden sie Vorfremde, denn die Songs sitzen. Nur die jeweils vorhandene Technik zählt zu den Unwägbarkeiten, die die Stimmung stark verfremden kann.

Man darf sehr gespannt sein auf die zweite EP. Geplant ist ihr Erscheinen in zwei Monaten. Unter Zeitdruck arbeiten die Elephants jedoch nicht. Sie seien ja nebenbei hauptberuflich Studenten. Und sie müssten kein Studio bezahlen, da sie ja ein Wohnzimmer hätten.

Mit den neuen Songs gehen Denis und Marcel noch kritischer um als mit den alten. Sie haben viel herumprobiert seit der ersten EP und man darf sich auf einen ausgefeilten Ohrenschaus freuen. Marcel kündigt schon mal soviel an: »Es wird düsterer werden. Im Sessel sitzen und grinsend zuschauen, wie die Welt untergeht, beschreibt ganz gut die Stimmung der neuen EP.«

Wer gerne in den Genuss eines Wohnzimmerkonzerts kommen will, kann die Band auch immer ganz kurzfristig buchen. Sie spielen für eine Person oder für 100, laut oder leise, je nach Wunsch und Nachbarschaft. Über Facebook oder die Bandseite kann man jederzeit Kontakt aufnehmen. Dort wird man sich auch die neuen Stücke kostenlos anhören können.

/// Kerstin Wölke



Foto: NEFF

<http://elephantsincastle.bandcamp.com>
<https://www.facebook.com/ElephantsInCastle>

die bildungsstadt erfurt entdecken.

Viele kennen die Situation: Man sucht einen Workshop, einen Kurs oder eine Weiterbildung, um seinen privaten oder beruflichen Interessen nachzugehen. Bei der Vielzahl an Bildungsanbietern, die es in Erfurt gibt, ist das nicht immer eine leichte oder von schnellem Erfolg gekrönte Angelegenheit. Mit dem Erfurter Bildungskatalog hat sich in den letzten Monaten ein Online-Tool etabliert, mit dem man Bildungsangebote leicht nach Themenfeldern oder Altersgruppe finden kann. Die Angebote reichen dabei vom Geburtsvorbereitungskurs über Workshops zur kulturellen Bildung bis hin zu Trainings für Seniorinnen und Senioren. Derzeit sind über 100 Erfurter Bildungsanbieter in dem Katalog vertreten – Tendenz steigend. Denn er ist nicht nur für Suchende attraktiv, sondern auch für die Anbieter von Bildung. Sie können ihre Angebote kostenlos einstellen und selbst pflegen. Somit ist hier erstmals eine neutrale und stets aktuelle Übersicht über die Angebotslandschaft der Stadt abrufbar.

Neben den konkreten Angeboten bieten die Internetseiten des Erfurter Bildungskataloges aber noch mehr: Im Navigator Schule»Beruf beispielsweise sind zentrale Informationen für Jugendliche, Eltern, Lehrer und Betriebe zum Übergang von der Schule in Ausbildung oder Studium gebündelt. Darüber hinaus gibt es hier Informationen zur Erfurter Bildungsberatungsstelle, die in der Bibliothek am Domplatz eine erste Anlaufstelle für alle Fragen rund um den eigenen Bildungsweg ist. Ob Fragen zu Schulabschlüssen, Ausbildungsmöglichkeiten, Weiterqualifizierung oder Finanzierungsmöglichkeiten – Ratsuchende können sich hier individuell, kostenlos und trägerneutral beraten lassen.

Nicht zuletzt kann man mit der Tour de Bildung eine kleine Reise durch die Bildungsstadt Erfurt unternehmen. Dabei liegt der Schwerpunkt nicht auf den klassischen Bildungseinrichtungen, wie Schulen oder der VHS. Hier werden in liebevoll arrangierten Kurzfilmen auch kleinere Projekte und Initiativen aus dem Kultur- und Bildungsbereich vorgestellt. Inzwischen sind schon 22 Etappen dieser außergewöhnlichen Tour abrufbar.

Der Erfurter Bildungskatalog wurde im Rahmen des Bundesprojektes »Lernen vor Ort«, das im städtischen Amt für Bildung angesiedelt ist, entwickelt und umgesetzt. Entstanden ist eine zentrale und attraktive Plattform für alle, die an Bildung interessiert sind oder damit zu tun haben. /// dt

www.bildungskatalog.erfurt.de

fünf fragen an: herr ring.

Sehr geehrter Herr Ring, vielen Dank, dass Sie dieses Gespräch möglich gemacht haben! Da die Zeit, einmal an Land, unser, Ihr größter Feind ist, will ich auch gleich mit der Tür ins Haus fallen. Mich würde interessieren, inwieweit Sie die Debatte um den veranstaltungsbedingten Lärm in der Erfurter Innenstadt verfolgen. Mit einigem Interesse. Uns Fischen wird ja gerne mal unterstellt, nicht hören zu können. Alles Quatsch. Nur weil Sie uns nicht hören können, heißt das nicht, dass wir Sie ebenfalls nicht hören können. Und glauben Sie mir, sie machen eine Menge Krach. Wie der Mensch ein Herdentier ist, leben wir Heringe ja in Schwärmen. Sie können sich nicht vorstellen, was das manchmal für ein Lärm ist. Von daher kann ich die Diskussion nicht verstehen.

Also sind Sie der Meinung, dass das beschriebene Problem gar keines ist? Stinkt der Fisch etwa vom Kopf her? Das müssen Sie mir erklären.

Ich möchte wissen, was der Grund für den Unmut ist. Wo ist der Schuldige zu suchen, in der Stadtspitze? Das fragen Sie ausgerechnet mich, wo wir, einmal in Glas oder Büchse angekommen, zumeist durch Kopflosgigkeit bestechen. Nein, ich denke nicht, dass der Fisch, wie Sie so schön sagen, in diesem Falle vom Kopf her stinkt. Hier scheinen sich eher einige spröde Sprotten unter das Volk gemischt zu haben, die zum Lachen die Gesellschaft einer Miesmuschel vorziehen.

Wie würden Sie das Problem denn lösen? Wissen Sie, das Leben ist doch ein stetes Auf und Ab, und ehrlich gesagt, interessiert mich der Lärm in der Erfurter Innenstadt eher am Rande. Ich finde es ja toll, dass uns die Erfurter durch den Einbau von Fischtreppen in den Gera-Lauf willkommen heißen und somit den Fischtourismus stärken. Als Silber des Meeres geben wir gerne von unserem Glanz ab. Aber, es gibt ja immer ein Aber, mögen wir a) kein Süßwasser, zumindest die meisten von uns, und b) mögen wir noch weniger den Reiher. Wenn dieses Ungeheim nicht bald verschwindet, werden wir uns beschweren.

Entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, aber reißen Sie Ihr Maul da nicht etwas weit auf? Mein Maul? Ich muss doch sehr bitten.

/// Interview: Mark Rehle



in den auspuff.

Wir kennen ihn als den charmanten und humorvollen Moderator der hEFt-reliest-Veranstaltungen. Wir wissen um seine Hobbys – Lesen, Reiten und Schwimmen. Und wir wissen, dass er regelmäßig zu einem Rundflug über Erfurt abhebt. Hauptberuflich arbeitet Thomas Rost allerdings seit dreizehn Jahren als Rettungssanitäter. Ein nicht ganz alltäglicher Job und Grund genug für uns, da endlich einmal nachzuhaken

Thomas, zunächst eine Frage, die mir wirklich unter den Nägeln brennt: Was fährt denn der RTW, also der Rettungstransportwagen, in der Spitze? Ich glaube bei 140 km/h ist Schluss, die Wagen sind gedrosselt. Aber mit dem sogenannten KTW, dem Krankentransportwagen, kann man schon 160 oder 170 km/h fahren.

Und das wird dann auch ab und zu ausgereizt? Ja, das kommt vor, aus Versehen meist und natürlich nicht innerstädtisch. Aber auf der Autobahn fährt man bei Krankentransporten auch mal längere Distanzen. Und wenn man leer zurückfährt, wird's manchmal auch ein bisschen schneller. Ich persönlich habe das natürlich noch nie ausgereizt. Für mich ist bei 120 km/h Schluss, das dürfte klar sein. Aber aus Erzählungen von anderen weiß ich von solchen Vorfällen.

Du bist seit 13 Jahren Rettungssanitäter. Wie kam es dazu? Wolltest du einfach mal mit Blaulicht durch die Stadt fahren? Nein, das war nicht der Grund, obwohl das am Anfang auch Spaß macht. Ich habe eigentlich Büromaschinenmechaniker gelernt, meinen Zivildienst dann im Behindertenfahrdienst geleistet und bin über diese Schiene in den Rettungsdienst »reingerutscht«. Hab einige Jahre in der internen Leitstelle gearbeitet und bin dann irgendwann auf den Rettungswagen umgestiegen. In der Leitstelle wurde es mir auf Dauer zu eintönig. Ich hab den Umstieg nie bereut, zumal diese Leitstelle zwei Jahre später dichtgemacht wurde.

Wenn ich Arztserien schauen würde, hätte ich wahrscheinlich das Bild im Kopf, dass es bei jedem Einsatz um Leben oder Tod geht. Entspricht das der Wirklichkeit? Ich schätze, bei achtzig bis neunzig Prozent der Einsätze sind Leib und Leben nicht akut bedroht. Wir werden zum Beispiel sehr häufig bei Kreislaufproblemen gerufen, wo eigentlich auch der Gang zum Hausarzt genügt hätte. Bei den restlichen Fällen ergibt sich schon aus der Einsatzmeldung, dass es schnell gehen muss. Und wenn man weiß, dass beispielsweise eine Reanimation durchgeführt werden muss, reagiert man auch anders. Die meisten Einsätze sind aber Routine.

Gibt's bei den Routineeinsätzen auch hin und wieder was zum Schmunzeln? Ja, lustige Begebenheiten passieren jeden Tag und bei fast jedem Einsatz. Es gibt immer wieder unfreiwillige Situationskomik von Patienten, aber auch von Kollegen. Sontan erinnere ich mich an einen jungen Mann, der sich einen Vibrator, sozusagen, in den Auspuff geschoben hatte. Der war ihm komplett reingerutscht und wir haben ihn ins Krankenhaus gefahren. Da fielen nicht viele Worte bei dem Einsatz, die Situation war klar, man konnte das Gerät auch noch hören.

Andererseits gibt es wahrscheinlich auch Schicksale, die einem an die Nieren gehen. Ja, auch wenn das oft nur ein paar Minuten sind, man bekommt doch so einiges mit, was man lieber nicht gesehen hätte. Und das muss nicht unbedingt die zerstückelte Leiche bei einem Verkehrsunfall sein. Manchmal findet man am Einsatzort Wohn- oder Familienverhältnisse vor, die kann man sich gar nicht vorstellen.

Du begegnest bei manchen Einsätzen doch sicher auch Menschen, die du aus deinem privaten Umfeld kennst. Ist das nicht eine merkwürdige Situation? Das stimmt, das ist mir auch schon mehrfach passiert, dass dann Leute, die man kennt, als Patient vor einem sitzen. Mir persönlich sind das meistens eher unangenehme Situationen. Zumal, wenn das Leute sind, die einen schon als Kind kannten, mir damals die Bonbons zugesteckt haben und jetzt ihre Krankengeschichte vor mir offenlegen müssen.

Oder es liegt vielleicht der blöde Nachbarjunge vor dir, der dich früher immer verdroschen oder dir die große Liebe ausgespannt hat. Kommt man da nicht in Versuchung, den Tropf zuzudrehen? Nein, das muss man außen vor lassen. Ich hatte zum Beispiel meinen ehemaligen und damals absolut verhassten Berufsschullehrer später drei Mal als Patient. Den hab ich zwar, wenn man so will, in den Tod gefahren, weil der dritte Einsatz auch der letzte war, aber das hatte ausschließlich medizinische Gründe. Er konnte sich auch nicht mehr an mich erinnern.

Thomas, vielen Dank für das Gespräch!



Foto: Paul-Ruben Mundthal
Interview: Alexander Platz

thüringer palme.

Schöne Bücher können einem richtig fehlen, auch wenn man das nicht immer gleich merkt. Was alles ein schönes Buch sein kann, erfährt man unter anderem in der aktuellen Ausgabe des Thüringer Literaturjournals Palmbaum

Als ich vor zwei Jahren im Frühjahr eine neue Wohnung bezog, fühlte ich mich lange nicht zu Hause. Ich hatte zunächst auch andere Aufgaben: Die Wände mussten frisch gestrichen, die Küche neu zusammengestellt und aufgebaut werden. Die alten Vorhänge waren zu kurz und passten nicht mehr an die Fenster. Meine Waschmaschine hatte den Transport nicht überlebt. Beim ersten Waschgang setzte sie das Bad unter Wasser. Ich war also beschäftigt, und als alles soweit funktionierte, kam der Sommer. Im September nahm ich mir endlich die Zeit, um das Bücherregal aufzubauen und die Bücher, die über Wochen auf dem Boden gestapelt oder noch in den Umzugskisten verblieben waren, einzusortieren. Erst als das erledigt war, war ich richtig angekommen und mir fiel auf, welch großen Anteil die Bücher zu meinem allgemeinen Wohlbefinden beitragen. Bücher schaffen ein Zuhause, Wärme und Behaglichkeit. Bücher sind schön. Aber was ist eigentlich ein schönes Buch? Wie muss es innen und außen beschaffen sein, damit es den Leser und die Leserin, den Betrachter und die Betrachterin erfreut?

Dieser Frage geht der aktuelle Palmbaum, das Literarische Journal aus Thüringen, im Titelthema nach. Zu Wort kommen dabei überwiegend Vertreter/innen der mitteldeutschen literarischen Landschaft, wie die Autoren Hubert Schirneck aus Weimar und Matthias Biskupek aus Rudolstadt, die Leiterin der Forschungsbibliothek in Gotha, Kathrin Paasch, oder der Leipziger Verleger Elmar Faber. Die Antworten fallen selbstverständlich ganz unterschiedlich aus. Vorgestellt werden illustrierte Künstlerbücher, Kinderbücher, mittelalterliche Prachtschriften, Bücher in Leder oder Karton, mit goldgeprägtem Titel oder nur ganz schlicht gestaltet.

Der Prosa- und Lyrikteil der Ausgabe bietet erfreulich vielen jungen Autorinnen und Autoren die Möglichkeit, sich der interessierten Leserschaft zu präsentieren, gleichwohl sich einige unter ihnen bereits fest im Thüringer Literaturbetrieb etabliert haben. Nachzulesen sind beispielsweise Texte von Andreas Budzier, Christian Wöllecke, Kristina Stanczewski, Christian Rosenau und der Gerlach-Stipendiatin Daniela Danz. Sehr lesenswert ist auch Ralph Grünebergers Essay »Aber zahlen können wir nichts«. Als Entgegnung auf Alban Nikolai Herbsts Aufsatz »Wir Künstler, wir Lakaien« widmet sich Grüneberger der prekären Einkommenssituation vieler Autorinnen und Autoren und deren öffentlichem Umgang damit. Der Einband der rundherum gelungenen 56. Ausgabe des Palmbaus wurde vom Buchkünstler Karl Georg Hirsch gestaltet.

Übrigens: »Die Palme« wurde 1993 von Dr. Detlef Ignasiak begründet und feiert in diesem Jahr somit ihr 20-jähriges Bestehen. Das ist ein höchst respektables Alter und heutzutage alles

andere als selbstverständlich, zumal bei einer eher kleinen Auflage von 500 Exemplaren. Neben der Förderung durch das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur verdankt der Palmbaum »seine derzeitige Blüte« (Matthias Biskupek) und den andauernden Fortbestand nicht zuletzt Jens-Fietje Dwars. Der Schriftsteller, Literaturkritiker und Ausstellungsmacher zeichnet seit einigen Jahren für die Redaktion verantwortlich. Herausgegeben wird das Journal von der Thüringischen Literaturhistorischen Gesellschaft Palmbaum e.V. Der Verein besteht ebenfalls seit 20 Jahren, sieht sich in der Tradition der 1617 in Weimar begründeten »Fruchtbringenden Gesellschaft« und widmet sich »der streitbaren Erschließung des literarischen Erbes sowie der Förderung gegenwärtiger Literatur und Sprache in Thüringen.« Bleibt zu hoffen, dass dem Palmbaum noch weitere 20 Jahre beschieden sein werden. Mindestens! /// **Alexander Platz**



termine.

4.7., 13 Uhr, Kur- und Tourismusamt Friedrichroda (Treffpunkt), Marktstraße 13: Gottfried Benn in Friedrichroda 1941 – Literarische Exkursion mit Jan Volker Röhnert und Romina Voigt

5.7., 20:15 Uhr, Franz Mehlhose, Löberstraße 12: Lesebühne »wir¶auch« (siehe rechts)

6.7., 19:30 Uhr, KurTheater, Herzog-Georg-Str. 66, Bad Liebenstein: Du hast kein Herz, Johnny – Brecht literarisch, musikalisch, szenisch

9.7., 19:30 Uhr, Tabakspeicher, Bäckerstr. 20, Nordhausen: Historische Hochwasser und Hochwasserschutzmaßnahmen in Thüringen (1500–1960)

10.7., 18:15 Uhr, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Frommannsches Haus, Fürstengraben 18: »Die scheuen das Lesen wie der Teufel das Weihwasser ...«, Urteile von Deutschlehrkräften über die Lesefähigkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler

12.7., 17 Uhr, Lokale in der Weimarer Altstadt: Literarischer Kneipenmarathon in Weimar

12.7., 18 Uhr, Suhler Weibewirtschaft, Bahnhofstr. 1, Suhl: Literatursalon des Südthüringer Literaturvereins

12.7., 20 Uhr, M18, Marienstr. 18, Weimar: Die orthodoxesten aller Marxisten. Der Rätekommunismus zwischen Bolschewismuskritik und marxistischer Dogmatik

14.7., 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3: Lautschrift-Lesebühne Spezial, Preisträgerlesung Junges Literaturforum Hessen–Thüringen und Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb

17.7., 20 Uhr, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstr. 20/21: LEA – Lesbühne Erfurter Autoren

23.7., 17 Uhr, Wittumspalais (Treffpunkt), Am Palais 3, Weimar: Literarischer Stadtspaziergang auf den Spuren von Pier Paolo Pasolini

27.7., 16–24 Uhr, Hennebergisches Museum, Kloster Veßra: Buchstaben-Marathon – Open-Air-Literaturmarathon

29.7., 19 Uhr, Peterskirche, Petersberg 14, Erfurt: Petersberger Gespräche 2013: Die Defensionskaserne auf dem Petersberg. Ein Nutzungskonzept im Kontext der Erfurter BUGA-Planungen

31.7., 13 Uhr, Angermuseum, Anger 18, Erfurt: Kunstpause am Mittag – 10 Minuten Kunstbetrachtung mit Dr. Miriam Krautwurst

2.8., 17:30 Uhr, Tabakpfeifenmuseum, Obere Lindenstr. 29–31, Ruhla: Geologie und Bergbau um Ruhla (Vortrag)

hirsch, du, ich und wir¶auch.

Die Brunftzeit beginnt dieses Jahr bereits im September. »Wenn der Hirsch ruft, kommen die Stars der Kulturszene« zum 13. Provinzschrei in den Wald. Davon sind die Veranstalter vom Provinzkultur e.V. aus Suhl jedenfalls überzeugt. Sie müssen es wissen, denn sie haben das Programm zusammengestellt und es hat tatsächlich auch 2013 wieder einiges zu bieten. Ungesehen, und dennoch dringend und zuallererst empfehlen wir den Peter-Hacks-Abend mit Gunter Schoß und Frank Fröhlich. Peter Hacks war einer der bedeutendsten deutschsprachigen Dichter und Dramatiker des 20. Jahrhunderts und wird leider viel zu wenig gelesen. Nicht Hacks, aber lesen werden unter anderen auch Andrea Sawatzki und Ulrich Kienzle. Sawatzki, die vor allem als Tatort-Kommissarin Charlotte Sänger bekannt wurde, liest aus ihrem beachtlichen Romandebüt »Ein allzu braves Mädchen«. In »Abschied von 1001 Nacht« vermittelt der langjährige ARD-Nahostkorrespondent und spätere ZDF-Auslandschef Ulrich Kienzle persönliche Erfahrungen und Eindrücke aus der arabischen Welt, fernab der alltäglichen Klischees aus dem journalistischen Mainstream. Außerdem gibt's einen russischen Themenabend mit der Autorin Irina Liebmann, Buffet, Wodka und dem Erfurter Barden Gerd Krambehr. Schließlich sollten wir wahrscheinlich auch noch auf das Konzert mit Max Prosa hinweisen. Also bitte!

Bereits am 5. Juli gastiert die Jenaer Lesebühne »wir¶auch« im Erfurter Klub Franz Mehlhose: »Wenn ich nun aber ein Foto anschau, eins aus alten Zeiten, und da mag drauf sein wer will: Als ersten und am längsten sehe ich mich.« Das bleibt natürlich Ansichtssache und, je nachdem, mal mehr und mal weniger ansprechend. Aber, wie wir erfahren haben, sprechen »wir¶auch« zwar über sich, aber nicht über sich selbst, sondern über das Sich an sich. Da sind wir also auf jeden Fall auf der sicheren Seite. Zu sehen und zu hören gibt's dann einen Jüngling, der sich entscheidet stillzustehen; einen Mörder, der sich wünscht zu lieben; einen Mann mit den richtigen Zahlen auf seinem Lottoschein. Die Texte präsentieren der »Autorenregisseurschauspieler« Maik Pevestorff und der Prosaist und Verfechter der Ballade Steve Kußin dabei dialogisch, musikalisch untermalt, im theatralischen Vortrag oder auch einfach nur vom Blatt. Dazu, obendrauf und untendrunter musiziert Martin Hünninger, Doktor der Informatik und Erfinder des Guitar-Granulators. Klingt vielversprechend!

<http://www.franz-mehlhose.de/>
<http://provinzkultur.de>

Talknoten

HERINGE



pure verzweiflung.

Es gibt Situationen im Leben, da treibt dich lediglich die Hoffnung nach draußen, es könnte dir ein Flugzeug auf den Kopf fallen. Tage, an denen man das Warten leid ist. Das Warten auf den Aufstieg des FC Rot-Weiß Erfurt in die zweite Bundesliga oder den Gewinn des DFB-Pokals, den ausstehenden Lotogewinn, das Ende der schwarz-gelben Bundesregierung, den Weltfrieden oder doch nur auf den freundlichen Mitmenschen, der dir sagt: »Wach auf, es ist alles nur ein idiotischer Traum. Außerdem gibt es über Erfurt so gut wie keinen Flugverkehr.«

Was allerdings der RWE zum Saisonende im Thüringenpokal gegen den Sechstligisten, ich betone: den Sechstligisten, SV Schott Jena abgeliefert hat, war leider alles andere als ein Traum. Am Mittwochabend, dem 22. Mai, fand ich mich in einem völlig überfüllten Gästeblock des Ernst-Abbe-Sportfeldes in Jena wieder und fühlte mich wie ein Hering in der Dose. Wobei Heringe, im Gegensatz zu mir, Schwarmfische sind und ohne Kontakt zum Schwarm orientierungslos und panisch reagieren. Wahrscheinlich eignet sich deshalb der Hering so hervorragend als Dosenfisch. Interessanterweise gilt für Fußballspieler dasselbe. Nicht die Eignung zum Dosenfisch, aber der notwendige Kontakt zum Rest der Truppe. An besagtem Mittwochabend fehlte mal wieder eben genau dieser und der so »geliebte« RWE verlor mit 1:0. Wobei den langjährigen RWE-Fan diese peinliche Niederlage nur wenig überrascht haben dürfte. Denn eines ist klar: Der RWE ist pure Verzweiflung. Mit Fußball und körperlicher Anstrengung hat das nichts zu tun – nicht beim RWE, wo schweißtreibende Aktivitäten scheinbar grundsätzlich mit Skepsis betrachtet werden. Fußball, das bedeutet für einige Protagonisten allenfalls einen eingeschobenen Samstagskick zwischen Brunchen, Shoppen und am Abend im Musikpark abtanzen. Vor allem aber bedeutet es eines nicht: Fußballspielen. Selbst die rot-weiße Brille, die ich selbst gern aufsetze, hilft da nicht. Schlussendlich betrügt die auch nur die Augen und nicht das Hirn, sofern man eins hat.

Und was nun? Wie im Politikzirkus, boomt beim RWE mal wieder der Handel mit Illusionen. So hat die Vereinsführung die »Mission 2016« ausgerufen und damit den Aufstieg in die zweite Bundesliga für 2016 terminiert. Das erscheint überschaubar, realitätsnah und klingt so ähnlich wie die Mission »Blühende Landschaften und Wohlstand für alle«. Übrigens eine Mission, die heute für jedermann spürbar und sichtbar ist: Über 7 Millionen Transferbezieher, darunter auch einige RWE-Fans, eine Armutsgefährdungsquote auf Rekordniveau, während sich das private Nettovermögen seit 1992 auf rund 10 Billionen Euro mehr als verdoppelt hat. Der Haken, über die Hälfte dieses »Wohlstands für alle« ist im Besitz von nur zehn Prozent der Bevölkerung, Uli Hoeneß eingeschlossen. Damit ist das private Vermögen des reichsten Prozents der Bundesbürger höher als alle Schulden von Bund, Ländern und Kommunen zusammen, während immer mehr Rentner schleichend verarmen. »Eins ist sicher: die Rente«, hat Norbi Blüm, Mitglied und Aktionär bei Borussia Dortmund, mal gesagt. Was er besonders schätzt, ist, wie sich der Verein um seine alten Spieler kümmert. Na wunderbar!

Beim RWE kennen die Prognosen und Versprechen nur eine Richtung, nach oben, dort, wo der Erfolg wohnt. Nicht zuletzt ist auch der Stadionneubau, laut vereinsinterner Experten, Ausdruck berechtigter Hoffnung, die Spitze der dritten Bundesliga zu erklimmen.

Da kann ich nur sagen, Hoffnung ist nichts weiter als das Ergebnis fehlender Informationen. /// **Stefan Werner**



Grafik: Stefan Werner

erfurter sportmuseum.

Man stelle sich vor: Eine riesige Ausstellungsfläche, mehrere hundert Quadratmeter, viele Glas-Vitrinen mit Fan-Devotionalien und dazu eine mögliche Führung mit Audioguide. So erfahre der Besucher, wie das damals war, als beispielsweise Trainer Hans Carl 1954 und 1955 den Fußball-Vorgängerklub des FC Rot-Weiß Erfurt zu ihren beiden einzigen DDR-Meisterschaften führte, bevor er schließlich nach Kassel ging. Dazu könnte man sich Original-Eintrittskarten anschauen, wie jene zum FDGB-Pokalfinale Jena gegen Erfurt im Jahr 1980, oder die Mannschaftsaufstellungen verschiedener Jahrgänge nachvollziehen.

Zugegeben, diese Vision ist ehrgeizig und wird in ihrer endgültigen Form sicherlich anders aussehen. Aber als dieses Jahr bekannt wurde, dass der Erfurter Fußballklub eine neue Heimstätte, die Multifunktionsarena, bekommen soll, wurden solche Denkspiele für ein Sportmuseum zunehmend realistischer. Inzwischen hat sich eine Gruppe um den Mitherausgeber des Fußballmagazins »OstDerby« und Historiker Dr. Michael Kummer gebildet, die die Idee eines Sportmuseums vorantreibt, ein Trägerverein will sich gründen. Mit dabei sind Sammler, Fans oder auch langjährige Würdenträger, wie der Ehrenratsvorsitzende des FC Rot-Weiß, Dr. Lothar Kaiser, der noch in diesem Jahr seine 51jährige Mitgliedschaft feiern wird. Noch steht aber nicht fest, wo das neue Museum zukünftig angesiedelt sein soll und wie groß es letztlich werden wird. Denkbar wäre eine Unterbringung innerhalb der alten Tribüne des Steigerwaldstadions, die nach jetzigem Stand der Dinge erhalten bleiben soll – oder eben in der neuen Tribüne.

Neben der Frage der inhaltlichen und örtlichen Ausgestaltung wird sich auch eine Art wissenschaftliches Gremium bilden, das bislang aus den Historikern Steffen Raßloff, Hardy Eidam und Michael Kummer besteht. Das Museum soll aber nicht als Rückschau auf die Erfolge des Erfurter Fußballs konzipiert werden. Auch der Erfurter Radsport, das Schwimmen, die Leichtathletik und der Eisschnelllauf sollen mit einbezogen werden. Voraussetzung dafür ist, dass sich Sammler finden, die mögliche Exponate zur Verfügung stellen. Wer beim neuen Museum mitmachen will, wendet sich an Michael Kummer. /// rh

Kontakt: michael.kummer@ostderby.de



Foto: hEft

radio f.r.e.i. verlässt erfurt.

Naja, fast. Immerhin ist Stotternheim ja seit 1994 ein Ortsteil von Erfurt. Aber eben auch immer noch ein Dorf, irgendwie. Und Radio F.R.E.I., was haben die da zu suchen? Nachdem das Projekt »Stadtfinden« vorübergehend die »Stube« in der Magdeburger Allee und das Wohnprojekt »L50« in der Lasallestraße als Stadtteilstudios bespielt hat, wurde nun der Container wieder ausgemottet und auf die Reise nach Stotternheim geschickt. Bereits seit dem 21. April 2013 ist das mobile Studio dort auf dem Karlsplatz in Betrieb. Einzelne Annäherungsversuche an die Dorfbewohnerschaft hat es seitdem gegeben. Vertreter der Regelschule, des Jugendklubs, der Freiwilligen Feuerwehr, diverser Vereine u. a. wurden bereits ins Programm eingebunden und gaben erschöpfend Auskunft. Aber das reicht dem Freien Rundfunk noch nicht. Schon bald wird das Radio seinen personellen Schwerpunkt überwiegend nach Stotternheim verlagern, um noch mehr vor Ort zu sein, noch mehr zu erfahren, noch mehr Dorfluft zu schnupern und radiotauglich aufzubereiten.

Allerdings nur für eine Woche, eine so genannte »Sondersendewoche«. Manch einer erinnert sich vielleicht noch an die Sondersendewoche von 2011 zum Thema »Raumfahrt«: Dort wurde der gesamte Radiobetrieb aufgeteilt wie die Besatzung eines Raumschiffs. So gab es dann Logbucheinträge des Kapitäns, die täglichen Lokalinfos wurden zu Weltrauminfos, Interviews mit Stars und Sternchen waren zu hören usw. Nach diesem Schema soll nun also 2013 eine Sondersendewoche in Stotternheim stattfinden. Vom 21. bis 26. Juli 2013 (ja, die »Woche« fängt am Sonntag an) werden so viele Sendungen wie möglich live aus dem Container kommen. Geplant sind Workshops, aber auch Aktionen, wie Hörspielabende, Lagerfeuer und ganz viel anderer Schnickschnack, alles thematisch passend zu Stotternheim oder auch zu Dorf, Land und Leben. Nach Stotternheim kann man übrigens sehr gut mit dem Rad fahren. Und die freien Radiomacher/innen freuen sich sicher über einen Besuch aus der alten Heimat. /// jw

www.radio-frei.de
www.stadt-finden.de

Eine lebendige kulturelle Infrastruktur steigert die Attraktivität und Lebensqualität der Landeshauptstadt Erfurt.

Kulturkonzept der Landeshauptstadt Erfurt

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

kulturriese gesucht!

Was soziokulturelle Akteurinnen und Akteure, wie Vereine, Initiativen oder Einzelpersonen, tagtäglich leisten, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Im Gegensatz dazu findet soziokulturelle Arbeit in der Regel viel zu wenig Beachtung und Anerkennung, auch wenn sich in dieser Hinsicht in der öffentlichen Wahrnehmung in den letzten Jahren einiges zum Guten hin verändert hat. Hin und wieder findet inzwischen der eine oder andere Beitrag über ein soziokulturelles Projekt seinen Weg in den Lokalteil einer regionalen Zeitung und bei entsprechendem »Coolness-Faktor« vielleicht sogar in ein überregionales Medium. Die dringende Notwendigkeit einer besseren finanziellen Ausstattung soziokultureller Träger wird zumindest hin und wieder diskutiert und da und dort auch in die Tat umgesetzt. Insgesamt hat sich allerdings, laut des Statistischen Berichtes der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren aus dem Jahr 2013, die finanzielle und personelle Situation weiter verschlechtert.

Umso erfreulicher, dass die Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Thüringen e.V. mit dem »KulturRiesen« auch in diesem Jahr wieder Vereine und Akteure auszeichnen wird, die sich im soziokulturellen Praxisfeld beispielhaft engagieren. Der Förderpreis der Soziokultur in Thüringen wird zum sechsten Mal vergeben und ist, wie in den Jahren zuvor, mit 1.111,11 Euro dotiert. Bisherige Preisträger waren der »art der stadt e.V.« aus Gotha, das Zirkusfestival »Omarillio« aus Weimar, der Kunst- und Kulturverein »calaidospheres« aus Jena, der Kulturverein »Schwarzwurzel« aus Steinach, die Alte Papierfabrik in Greiz und, last but not least, auch das hEft bzw. der Kulturrausch e.V. Erfurt als dessen Trägerverein.

Die LAG Soziokultur feiert in diesem Jahr übrigens ihren zwanzigsten Geburtstag. Dazu gratulieren wir recht herzlich! Das sind zwei

Jahrzehnte Lobbyarbeit im Dienst der Soziokultur, Experimentierfreude, Leidenschaft und Kreativität, kontinuierliche Fach- und Förderberatungen und weit über einhundert Seminare und Fortbildungsangebote. Gefeierte wird das ganze Jahr mit einer Reihe verschiedener Veranstaltungen. Ihren Höhepunkt erreichen die Feierlichkeiten am 9. November mit der Eröffnung einer Fotoausstellung über die Menschen, die die Soziokultur in Thüringen tagtäglich mitgestalten. An diesem Tag wird, und da schließt sich der Kreis, auch der »KulturRiese« für das Jahr 2013 verliehen.

Einrichtungen in freier Trägerschaft, Kulturinitiativen oder Einzelpersonen, die ihren Sitz in Thüringen haben, können sich für den Preis bewerben oder vorgeschlagen werden. Eine Mitgliedschaft in der Landesarbeitsgemeinschaft ist keine Bedingung. Über die Auswahl der Preisträger entscheidet eine unabhängige Jury unter Vorsitz der Landesarbeitsgemeinschaft. Die Bewerbungen oder Vorschläge können bis spätestens 31. Juli 2013 bei der LAG Soziokultur eingereicht werden. /// ap



deutsche gottespläne.

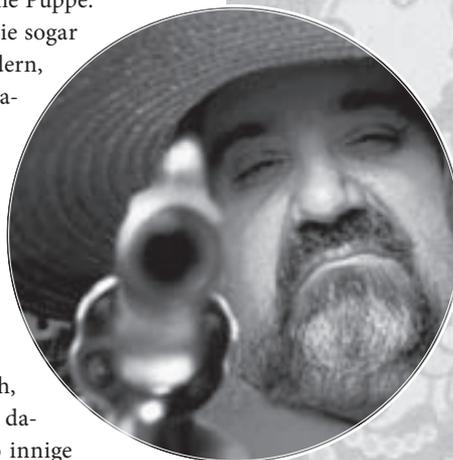
Pfarrer Tobia säubert sich die Hände sorgfältig, während er mit seinen Sonntagsschäfchen spricht: »Ihr werdet sehen, Deutschland wird aus der Flut wie neu geboren auferstehen, alles wird noch einmal abgetragen und neu aufgebaut. Modernität muss her! Dafür danken wir Angela Merkel. Anstatt das Land in einen Krieg zu stürzen, um die Wirtschaft anzukurbeln, hat sie den totalen Regen angezettelt, dass die Engel immer noch staunen! Dafür danken wir dem lieben Gott und seiner Tochter Angela, die als Jungfrau ins Bundeskanzleramt hineinging und trotz der Versuchungen von allen Seiten, sich von niemanden täuschen ließ: eine Christin vor dem Herrn, wie es fast keine mehr gibt!«

Oma Pina rünzelt die Nase und sagt zu Frau De Carlo, die, zwar völlig gaga, aber immer noch die Witwe eines mächtigen Parlamentariers aus Mailand ist: »Meine Nichte sagt, die haben mittlerweile sogar gelernt, Autos mit Negern herzustellen. Die kennen keine Grenzen. Eine Frau als Regierungschefin, wo hat es das je gegeben, bevor die Kirche den Kampf gegen die Pille verlor?« Frau De Carlo nickt geistlos wie eine vom Winde verwogene Puppe. Oma Pina ist aber keine feinfühligste Dame und fährt fort: »Wenn sie sogar Neger beim Autobau zulassen, dann muss man sich nicht wundern, wenn eines Tages deutsche Flugzeuge genauso wie unsere Alitalia-Schrotthaufen abkacken.«

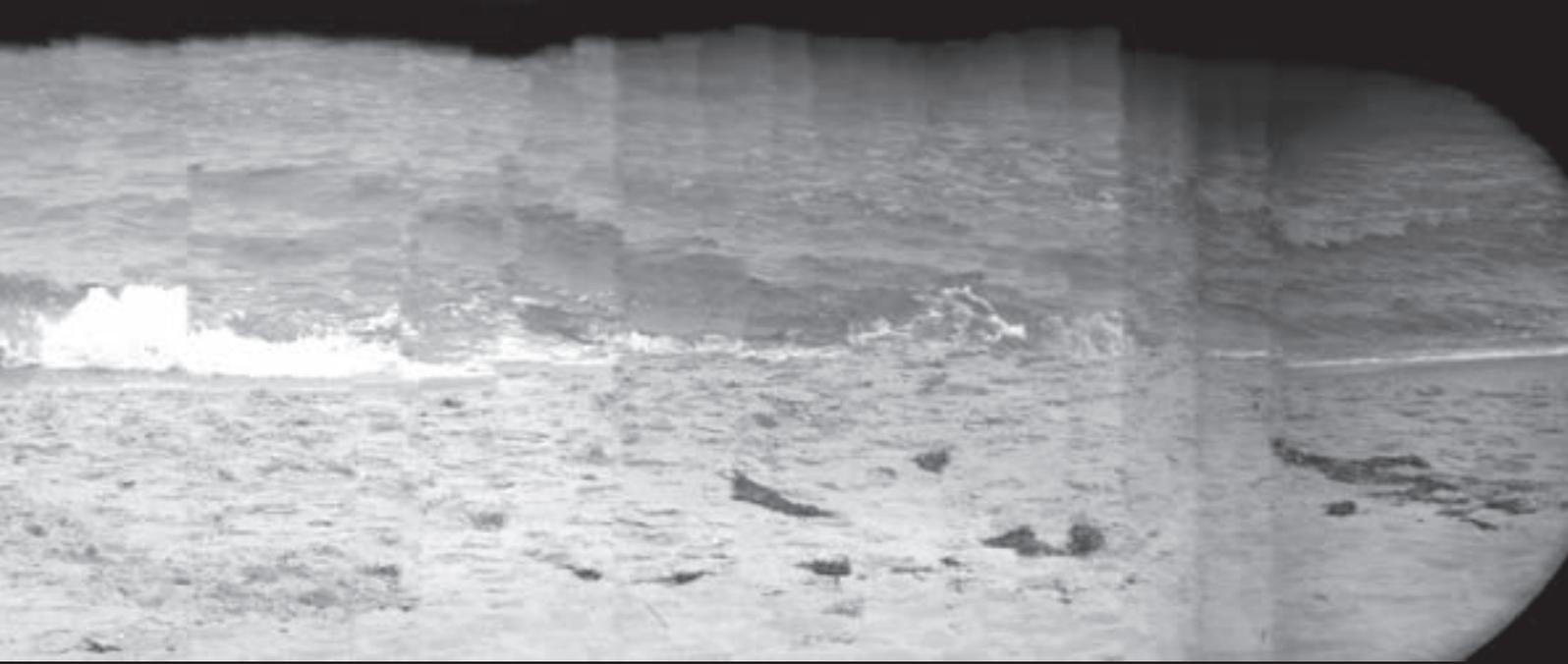
»Ssssscht!«, zischt Pfarrer Tobia und Oma Pina erbleicht verlegen. Dann spricht er weiter: »Einer wie Beppe Grillo ist genau das Gegenteil von dem, was Angela Merkel so liebenswürdig vertritt. Grillo ist der Zorn des Teufels, Sex, Orgien, Geschrei!« Verträumt leckt sich Oma Pina gierig die Lippen. »Es ist kein Zufall, dass es bei uns auch Frauen, wie unserer geliebten Tochter De Carlo, zusteht, die Botschaft unseres Herrn und ihres Mannes weiterzuführen und im nächsten Parlament zu vertreten. Deshalb sage ich Euch, geliebte Schwestern und Brüder: Schaut nach Deutschland! Schaut dahin, wo Angela Luthers Irrtum im Namen Christi besiegt hat, wo innige Reinheit von der Flut des heiligen Wassers getauft wurde, und wählt Frau De Carlo ins Parlament, auf der Liste der Demokratischen Partei!«

Nun platzt Oma Pina vor Wut: »Was soll das? Die Demokratische Partei sind die Kommunisten! Selbst Angela Merkel war bei den Kommunisten! Seitdem die Kirche durch diese gottverdammte Demokratisierung Benedikt abgepapst und an seiner Stelle einen Franziskus erzwungen hat, der bei der Weltversammlung der Harley-Davidson-Fahrern aufkreuzt, wollen wir nun alles den Kommunisten lassen? Auch die Kirche und Deutschland? Wer sorgt dann für Ernsthaftigkeit auf dieser Erde?«

Auf einer der letzten Banken brummt eine männliche Stimme: »Meinen Sie, Berlusconi und Grillo seien ein Symbol der Ernsthaftigkeit? Meinen Sie, es gibt nicht auch bei uns Neger, die fingerfertig sind und schwierige Aufgaben übernehmen? Wie etwa die schwarze Ministerin der neuen Regierung?« Pfarrer Tobia nickt andächtig, Frau Di Carlo speichelt über ihre Bibel. Die wenigen Anwesenden schauen un schlüssig zu: »Frau Di Carlo ist doch senil und kaum in der Lage zu sprechen! Wie soll sie das Land mitregieren?«, schließt die Stimme aus dem Hintergrund. Pfarrer Tobia lächelt milde: »Das ist die neue Linke, die der Herrgott geschaffen hat, um, unabhängig von den Wahlergebnissen, stets das Gute siegen zu lassen. Schaut nach Deutschland! Seht euch an, wer gegen Merkel antritt, und ihr werdet Gottes Plan offenbart bekommen!« /// Paolo Fusi











FAMILY AFFAIRS, 2013
ENTSPIEGELTES FERNGLAS AUF IPHONE
PAUL-RUBEN MUNDTHAL

miniaturen über den hering.

Von Claudia Paal

»Einsamer sucht Einsame zum ...« Was für Anzeigen! Denken diese Männer tatsächlich, dass sie so ihre Traumfrau kennenlernen können? Oder überhaupt eine Resonanz bekämen? Denken sie? Wo es nichts zu vermitteln gibt, hilft auch keine Partnervermittlung.

Schon als er das Büro betritt, wusste ich, dass es nur der Mann von dieser Anzeige sein kann.

»Ich möchte meine Post von der Anzeige abholen.«

Noch immer hält er die Klinke in der Hand.

»Setzen Sie sich.«

Den langen Weg zu meinem Schreibtisch geht er, als prüfte er mit jedem Schritt den Boden. Geschätzt braucht er doppelt so viel Zeit, wie ein normaler Mensch benötigen würde.

Als er sitzt, nutzt er nur das vordere Drittel des Stuhls. Das schweißige Glitzern seiner Hände kann er nicht vor mir verbergen. Sein Kinn ist schmal, ja geradezu eckig, und bildet den Ansatz eines Kopfes, der nach oben hin immer breiter wird. Dieser Kopf wirkt wie aufgesetzt auf diesem viel zu schmalen Körper. Er ist eine Karikatur, die kein Mensch sein dürfte.

»Ich würde gerne meine Post haben.«

Sein Konjunktiv amüsiert mich.

»Welche Anzeige war das?«, frage ich wohlwissend.

»Die mit dem Einsamen.« Er schafft es nicht, dies ohne rot zu werden zu sagen. Hätte er lieber in der Anzeige geschrieben: »Dünner Hering sucht Tomatenketchup, um endlich eine gesunde Hautfarbe zu bekommen«, oder: »Dünner Hering sucht Wasser zum gemeinsamen Schwimmen«, hätte er zumindest noch Witz gehabt. Noch immer ist sein Gesicht tiefrot. Ich grinse in seine Augen, die fahrig an mir vorbeisehen. Die Riesenstapel Briefe durchzugucken, die nicht für ihn sind, in meinem Büro aber für ebensolche Gelegenheiten ihren Zweck erfüllen, dauert durchaus seine Zeit. Dabei mustere ich ihn immer wieder zwischendurch. Er merkt es nicht, denn seine Augen prüfen den Boden, wie es zuvor seine besockten und in Sandalen gekleideten Füße taten. Dabei blieb er stumm wie ein Fisch. Ich räuspere mich, um die mir gebührende Aufmerksamkeit zu erhalten:

»Es tut mir leid. Keine angebissen.«

*

Die Mütze trug er immer etwas schief auf dem Kopf, wodurch dunkle Schatten auf die eine Hälfte seines Gesichts geworfen wurden. Die Falten begannen an der Stirn und bei näherem Hinsehen konnte man erkennen, dass sie sich bis zum Hals ununterbrochen fortsetzen. Die Zeit hatte ihr Netz über ihn gesponnen.

»Fräulein Kramer, ich möchte, dass Sie ein Altenheim für mich suchen.«

»Jetzt also doch?«

»Ja, ich bitte darum. Dann brauchen Sie sich nicht mehr um mich zu kümmern.«

»An welche Art Altenheim haben Sie gedacht?«

»Ich möchte in ein Altenheim für Künstler. Und irgendwas mit schönem Namen. Also nicht ›Letzte Ruhe‹, ›Haus dritter Frühling‹ oder ›Abendfrieden‹ oder so was Schauriges.«

»Für Künstler, na das wird sicher schwer in unserer Gegend. Ist das denn notwendig?«

»Absolut notwendig. Ich möchte unter Gleichgesinnten sein«, beharrte er, während er das Weißbrot in die Fischbüchse tunkte.

Es war Hering.

*

Ob der Fang gut werden würde, konnte man nie vor der Morgendämmerung sagen. Meist hatte ich das Boot jedoch schon vor dem Morgenrauen voll mit Fisch. Bevor es hell wurde, war der Fisch lange beim Großhändler. Doch heute biss gar nichts. Nicht mal kleine Fische, einfach gar nichts! Ich fluche auf die Schuppenviecher.

Es gelingt mir kaum noch, die Augen offen zu halten. Mit den ersten Sonnenstrahlen wird es zweifellos nicht besser. Während sich meine Augen für Sekunden eine Auszeit gönnen wollen, sehe ich verschwommen die Sehne auf- und abwandern. Sie gleitet schneidend durch das Wasser und trennt die Tropfen durch ihre Furchen. Schnell ziehe ich die Rute an und unmittelbar kann ich den Fang mit meiner Hand umschließen. In ihr zappelt ein Hering! Die gibt es selten an dieser Stelle.

Bei Tageslicht wie heute habe ich so einen noch nie ausgiebig betrachtet. Ich blicke direkt in das Schwarz seiner Pupille. Jede seiner Schuppen glänzt silbern unter ersten Sonnenstrahlen, als hätte er sich eben nur für mich herausgeputzt. Schon bald würde er auf der Fischplatte liegen. Meine Zunge fährt über meine Lippen.

Heringsaugen.

Er atmet. Und atmet. Wie lange kann er noch hier atmen, bis ich ihm die Luft genommen habe? Ihn zu töten. Heringsaugen. Sind seine Augen mehr wert als meine, sein Leben mehr als das meine?

Wie schnell er im Wasser wieder seine Kreise zieht. Als wäre er nur für das Nass geschaffen. Noch einmal springt er kurz hoch und dankt.

Ich packe meine Angelrute in die grüne Tasche und ziehe ein letztes Mal am Reißverschluss. An diesem neuen Morgen liege ich zufriedener als an jedem anderen Tag im Bett. Mein erster Tag als Vegetarier.

*

In eben diesem Moment der Stille brach das Zelt über uns zusammen. Doch das störte uns wenig. Denn wir waren nackt, und wenn ich nackt neben ihr lag, war es mir egal, ob ein Zelt auf mir ruhte oder eben nicht. Denn Platz für eine Hand blieb allemal. Und diese, ihre Hand, suchte sich ihren Platz zwischen dem Zelt und den Härchen, die meinen Rücken bedeckten, und kratzte über ihn. Ich genoss jeden dieser Fingernagelstriche. Sie wurden stärker und stärker und drückten durch. Ich dachte, zumindest an diesem Ort, wenigstens hier im Zelt wären wir etwas zärtlicher. Tatsächlich hatte ich es gehofft. Also versuchte ich es mit dem Wink mit dem Zaunpfahl: »Schatz, was ist mit deinen Fingernägeln? Kann man die nicht etwas kürzen?«

»Doch, kann man«, sagte sie beschwingt.

Und wieder bohrt es sich in mein Fleisch. Unter der Plane des Zeltes geht mir langsam nun doch die Luft aus.

Das können unmöglich noch Fingernägel sein.

»Schatz, was ist das, was sich in meinen Rücken bohrt?«

»Magst du es nicht?«

»Nun ja, solange es keine bleibenden Schäden macht«, sage ich schnell, um sie zu beschwichtigen und mir für zukünftige Begegnungen mit ihr nicht selbst ins Fleisch zu schneiden.

»Bleibende Schäden? Unsinn! Das ist doch nur ein Hering!«



hering, haerere.

Von Roland Bärwinkel

Gaben wir alles an der Zeltstange
im Feldlager, beim Gefechtsschießen. Die Planen sofften

sich voll im lila Gewitter, dem fetter Schneeregen folgte,
zu meinem Glück *verkörperte* laut Bericht auch der Zelthering

*den wissenschaftlich-technischen Höchststand
an Mitteln zum Erhalt des Friedens im Kollektiv.*

Der Hängolintee hielt unsere Freude in Grenzen.
Die feuchten Betten mufften, der Pflock, der Hering,

wie römische, aus Eisen, mit Gummihammer, Klappspaten
und Stiefeltritt, in Eile, Wut, bekam er alles ab, verbog

sich nicht, dann standen Dach und Wand, pulsierten,
davor die Wache, der der Schnee den kalten

Finger in den Nacken schob.
Später mal Plane, Netze, einen Mast

festnagelnd, mit Spannseilen, den Eingang unsres
Zeltes schützend vor C-Rohr-Regenfall in Herwey Bay, abhaltend

Glut der Sonne das Tarp, als Dach zu dichten galt
von unsrer ersten Wohnung,

eine Gartenlaube.
Längst gibt es Megaflügel-Sandhering, Erdanker, Zeltnagel,

Tent peg, Tältspik, in Korkenzieherform oder mit Splint
der Eierhandgranate, Farbe und Form frei wählbar,

kühnster Legierung Krönung. Gemisch, kein ganzer Kerl
mehr, Hering am Weststrand, feiner Sand, grundlos, dazu

die Strandkontrollen, an Hamlets Küste, zwischen Wanderdüne,
absaufendem Wehrmachtsbunker, der Kirchturm wie

ein Hering, um Gottes Güte bei uns festzumachen,
versank, und ich? Werde ich hängen

bleiben, möglicherweise, abgeleitet
von *haerere*. Und wenn bei dir, mit welcher

Zugbelastung?

browsergame.

Von Paul Parszyk

Gibt es jenseits meines Browsers noch Leben? Es schneit seit Stunden und es wird immer mehr, aber auch das Fernsehprogramm, welches nichts weiter als ein arrogantes Grinsen unseres kollektiven Selbstverrats ist, glänzt durch schwarzes Schweigen. Nein, im TV-Stimulator schneit es nicht. Da schneit gar nichts. Das ist alles außen. Zumindest heute. Heute ist der Tag nach gestern, ein Tag, auf den ich mich gefreut hatte, nicht weil es einen Grund gab, sich zu freuen, den gibt es ohnehin nie, sondern weil ich gestern das Gefühl hatte, es kann nicht schlimmer werden; man freut sich dann automatisch. Immer. Und nun, also heute? Es ist bemerkenswert ruhig. Schnee scheint nichts zu sagen zu haben, oder jedenfalls zu schweigen und ein bisschen kalt zu sein. Dabei sitze ich drinnen, wie wohl alle anderen auch, weil wirklich ununterbrochen seit Stunden das andere Schweigen vom Himmel purzelt. Ich wäre so gerne nicht hier. Ich wäre so gerne am Meer – nicht, weil ich da geboren bin. Ich könnte dann aufs Meer starren und meine Gedanken in einer Frage destillieren, die könnte ich dann dem Meer stellen. Der heiße Dampf würde meine Augen offen halten und mich wach. Ich weiß, dass es nur mit seinem Rauschen antworten würde. Doch das würde mir schon genügen. Das ist besser als dieses Schneien. Dann könnte ich es trinken. Eine lieblose Antwort. Aber es ging mir auch nicht darum. Und das ist besser als das Rauschen des Fernsehers. Noch nicht einmal die Imitation eines Meeres, nur das Grinsen, das Grinsen des Selbstverrats. Man stellt keine Fragen, wenn man mit so etwas konfrontiert wird, freiwillig konfrontiert wird. Höchstens, warum es so grinst.

Ich wollte dich aus meinen Gedanken ausschließen.

Jetzt ist da plötzlich ein »Dich«. Es war mir gar nicht aufgefallen. So sehr hatte ich nicht aufs Meer gestarrt oder in die Tonnen von Zuckerwatte. Dabei hatte ich meine Antwort gefunden. Ohne dich. Plötzlich hört es auf zu schneien. Ich mache das Fenster auf. Nur ganz leicht. Diese Ruhe ist jetzt komischerweise noch stärker. Dann gucke ich, ob du mir geantwortet hast. Ich schließe den Browser. Mir wird kalt. Der Schnee, also bleiben. Auch das arrogante Grinsen mache ich aus. Alles mache ich aus. Wenn es jenseits meines Browsers keinen gibt, dann gibt es auch da draußen keinen? Ich stelle mir vor, was wohl passiert wäre, wenn ich anstatt am Meer, im Meer geboren und ertrunken wäre. Dann hätte ich auch niemals arrogant grinsen müssen. Mit diesem Gedanken starre ich nun auf meinen Bildschirmschoner. Da der Effekt nicht eintrifft, hoffe ich auch nicht auf die gewünschte Rückkoppelung. Dann frage ich mich, wovor der Bildschirm eigentlich geschont werden muss, außer vor mir vielleicht, mir, der der einzige ist, der das Passwort kennt, oder allgemein Frauen. Plötzlich merke ich, es hat gar nicht aufgehört. Es hat noch nie aufgehört. Schon immer hat es geschneit. Da muss ich lachen und falle vom Stuhl. In der Dunkelheit genieße ich die letzte Stille nach dem Urknall.



du magst das doch, oder?

Von Steven M. Brown

Übersetzt aus dem amerikanischen Englisch von Stephan Dehmel

Ich bin kein Konsument irgendeiner der unzähligen Formen von Pornographie. Ich mochte das Zeug einfach noch nie, habe aber meine Erfahrungen damit, wie wir alle. Wissend, dass du, lieber Leser, statistisch gesehen wahrscheinlich auf irgendeine Weise ein Konsument der einen oder anderen Form von Pornographie bist oder warst, flehe ich Dich an, dies nicht als Schande zu verstecken.

Mein erster Kontakt war etwa im Alter von zehn Jahren, als wir als Familie Verwandte besuchten, die in einer Stadt namens De Tour auf der oberen Halbinsel von Michigan wohnten. Wenn diese zusammengereichten Worte noch nicht die dunkle Isolation dieses kleinen Hamlet heraufbeschwören, will ich noch folgendes hinzufügen: Es war ein Ort mit ungefähr 500 Einwohnern, die inmitten einer von Kiefern umgebenen Einöde lebten, mit Attraktionen wie verlassenen Schächten vom Bergbau und akzeptiertem Zeitvertreiben wie Möwen mit Brausetabletten zu vergiften. Die örtliche Spezialität heißt Pasty, und der Ort ist von einem See umgeben, kalt genug, um Männer zu sterilisieren, sollten sie seine stürmischen Fluten ausprobieren wollen. Was ich wusste, war, dass ich in eine Stadt kommen würde mit einem Himmel, grauer als der über Detroit, um bei Verwandten zu kampieren, die ich nie zuvor gesehen hatte. Meinem Onkel gehörte dort der einzige Party Store (was in Deutschland am ehesten einer Spätverkaufsstelle entspricht). Es war ein kleines, braunes, zweigeschossiges Haus mit Schindeldach, wo man Schnaps, Tampons, Lottoscheine und Hundefutter bis Mitternacht bekam, jeden Tag des Jahres, inklusive Weihnachten. Während dieser Woche dort half ich beim Auffüllen der Kühlboxen und Regale. Wir machten Inventur dieses bizarren Sortiments, das er für seine spezielle und offensichtlich Haarfärbemittel liebende Klientel zusammengestellt hatte. Sie lebten in einem Haus oberhalb des Party Store. Wenn ich mich an diese Behausung erinnere, fallen mir zum Vergleich nur verlassene moosbewachsene Baracken ein, in denen in Filmen Mörder ihre Opfer zerhacken. So etwas hatte ich noch nie gesehen, auch nicht dunkelolivgrüne Samttapete, orangefarbene Wollvorhänge oder zentimeterdicken, weichen Teppichboden.

Auch Playgirl war mir neu, ein Magazin, das augenscheinlich entwickelt wurde, um den Pornodurst amerikanischer Weiblichkeit zu stillen. Weil mein Onkel ein erleuchteter und sensibler, moderner Ladenbesitzer sein wollte, der seiner Kundschaft die Auswahl anbieten wollte, die sie erwartete und verdiente, hatte er die Zeitschrift im Angebot in den Regalfächern seines Ladens. Dieses Regal und der Laden standen aber in einem Ort, in dem Worte wie Schokoprinz oder Schwuchtel politisch korrekte Bezeichnungen unverheirateter heterosexueller Männer waren.

Eines Abends, nachdem der Laden geschlossen war und ich mich kehrend hinter der Ladentheke wiederfand, stieß ich auf eines dieser Magazine. Ich öffnete einen der zweideutig beschrifteten Umschläge, den diese Hefte anstandshalber zu tragen hatten, und schielte hinein. Ich erinnere mich an ein Hockey-Thema und einige Klempner- und Handwerker motive. Ich war von dieser Publikation eher bestürzt, auf welche Weise sie fehlende Kreativität durch fotografische Exzellenz, stilistische Kohärenz und Übertragbarkeit auszugleichen versuchte. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass es Hochglanzhefte gibt, die lediglich der Darstellung männlicher Körperteile gewidmet sind. Wie auch? Ich war erst zehn Jahre alt.

Und ich war dabei, es zu entwenden. Aber da kommt der gute alte Onkel ins Spiel, meiner Beschämung entgegen, ohne einen Gedanken daran, was er gleich entdecken würde. Es ist wert, erwähnt zu werden, dass mein Onkel eine straffe helmartige Frisur mit gewelltem Haar hatte, einen mächtigen Körper, sehr kompakt, und zu unwetterartigen Wutausbrüchen neigte. Ich schmiss das Heft zurück in die Ablage mit der Würde eines kleinen Fußballtrainers, der in der Ü18-Abteilung der benachbarten Videothek erwischt worden war, und verschwand von der Bühne, die Treppen hoch in das Zimmer seines Sohnes, in dem ich während des Besuchs

schief. Ich hatte das Gefühl, einer Katastrophe entgangen zu sein, und war froh, nicht seine würgenden, fleischigen Hände auf mir zu spüren. Doch später, als der Adrenalinstoß abgeklungen war und ich mit allen anderen am Abendbrottisch saß, fiel mir ein, dass ich durch das Aufreißen des Schutzumschlags eine unauslöschliche Spur meines Interesses da hinter der Ladentheke hinterlassen hatte, zwischen Mundspray und aromatisierten Kondomen.

In meiner Phantasie entdeckt mein Onkel dies und schaut ganz verwirrt an die mit Schaumplatten verkleidete Decke seines heimeligen Party Stores, stellt sich mich, der im Bett seines Sohnes schläft, als stockschwul vor, als einen, der beständig an Hockeyspieler und Handwerker denkt, mehr oder weniger wissend, was für einen schrägen Typen sein jüngerer Bruder da gezeugt hat. Daher musste er mich auch nie in seinem Yogi-Bär-Akzent der oberen Halbinsel fragen: Du magst das doch, oder?

Der Kontakt mit Playgirl war ein Schock, gleichzeitig spannend und entsetzlich. Es war genug, meine Aufmerksamkeit zu wecken, dass das Gebiet von Interesse, aber die Aufmachung total falsch ist. Auf gewisse Weise war ich schon damals, in diesem jungen Alter, ein versnobter und geringschätziger Kunstkennner.

Die rasierten und gezupften Muskelmänner und Beaux in Publikationen wie Playgirl mag ich eher nicht, aber wenn ich eine Entscheidung zwischen so einem Magazin und Videopornographie treffen müsste, meine Stimme wäre für Playgirl. Zumindest gibt es in einem Magazin keine Dialoge, kein Schnaufen, kein hochfrequentes Jammern und stöhnende Aufforderungen tiefer, schneller, rechts oder links, nach oben oder unten zu gehen.

Am Ende der Mittelschule stellte Schwarzmarkt-Videoporno das dar, was in der Highschool sauberes LSD und schwarz gekaufte Konzerttickets wurden. Ich erinnere mich daran, wie ich Pomp and Circumstance von Gruppen-Pornoglotzen verabscheute. Vielleicht liegt es an mir, aber es hat etwas inhärent Unangenehmes, wenn sich männliche Heteros in Basements versammeln, ohnehin wissend (und ich meine wirklich wissend), dass jeder in seinem eigenen kleinen Raum für sich eine Erektion kultivierte. Das ist albern und traurig und nichts Gutes kann daraus entstehen. Meiner Meinung nach ist das eine Übung zur Gruppenbildung, die auf Verwirklichung wartet. Aber um unentdeckt unter meinen Freunden zu bleiben, habe ich ausgehalten.

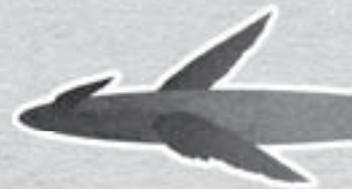
Ich erinnere mich an eine Situation in einem Basement, als eine gestohlene oder auf andere Weise beschaffte VHS-Kassette in den Rekorder geschoben wurde. Es war eine Low-Budget-Produktion mit schlechter Beleuchtung, die mich an die Fernsehserie »Dallas« erinnerte, aber lange nachdem JR erschossen worden war und die guten Schauspieler anderweitig beschäftigt waren.

Mitten in einer der zahlreichen drastischen Sexszenen begann der männliche Hauptdarsteller, der einen Truckfahrer spielte, plötzlich Merle Haggards alten Hit »I'm an Okee from Muskogee« zu singen, hüfttief in einem Mädchen steckend, das abgehauen war:

Wir rauchen kein Marihuana in Muskogee / Wir machen keine LSD-Trips / Wir verbrennen unsere Wehrpässe nicht auf der Hauptstraße / Wir mögen richtig zu leben und frei zu sein. Oh, wie alle lachten. Es wurde zurückgespult. Es war derselbe Hauptdarsteller, der, von seiner, die Ausreißerin spielenden Kollegin in frech-dominantem Ton gefragt, »Magst du das?! Magst du das?!« keck antwortete: »Scheißt ein Bär in den Wald?« Auch wenn der Film an der mangelnden Qualität eines Erzählstrangs litt, den manche von der modernen Pornoindustrie mittlerweile erwarteten, und sich vor uns eine ansteckende Heiterkeit entfaltete, der entweder postmodernen oder post-banal Katastrophe entgegengesetzt, frage ich mich doch, ob das Durchbrennen-Thema nur ein Thema war.

»Bist wohl Homo, du Typ? Wen kümmert es, woher sie kommt?«

Ich hatte den Fehler gemacht, laut zu fragen, und die Strafe folgte auf dem Fuße. Es war nicht das letzte Mal, dass ich von einem Mann mit einer Erektion beschimpft wurde, aber er wird immer der jüngste bleiben und der bei weitem ärgerlichste. Dieser Aspekt der Produktion war für ihre Erfahrung entlastend durch den Inhalt und schien eine Prise erotischen Realismus hinzuzufügen. Vielleicht war dieses Szenario nicht ganz außerhalb ihrer Vorstellungen, wenn man die Flut von Ausreißern auf Amerikas Straßen betrachtet. Während dieser Film mir sagte, dass die ganze Welt verrückt geworden ist und hier die neuen Rekruten sind, sagte er wohl zumindest einigen meiner erigierten und bereiten Basement-Nachbarn: Träume können wahr werden.



die hamburger rechnung.

Von Maximilian Borchardt

Was meint ihr, was man für 5 Euro bekommt?

Es ist Hafengeburtstag. Die Fischer fahren mit ihren Fischkuttern hinaus ins Blaue.

In der Nordsee ziehen sie ihre Netze durch selbige, wobei ihnen einige Fische sicher durch die Maschen gehen.

Am frühen Abend stehen wir vor einer Tabledancebar, der Ludas, sicher kein Fischers Fritze, macht uns die Sache schmackhaft, indem er die Rechnung erklärt: » Normalerweise kostet es 16 Euro, aber weil ihr aus Thüringen seid, ziehe ich euch vom Korn einen Euro ab und das Bier bekommt ihr umsonst. Also 5 Euro.« Verstanden?

Wir sind uns einig, denn einer sagt: »Ja«, und alle gehen brav hinterher. Schon hat er uns wie die Heringe im Netz und wir gelangen in die Abfertigungsmaschinerie des »Point of Sex«.

Wir werden platziert und schon gleich wird uns eine ominöse Biermarke gebracht und der Smalltalk beginnt: »Woher kommt ihr? Was macht ihr hier? Wollt ihr uns nicht einen Orangennektar (à 35 Euro) ausgeben?« Währenddessen rekelte sich die eine oder andere Frau mit Döner und Zigarette an der Stange. Trunk um Trunk glitt unsere Kehlen hinunter, aber nicht hier bei den exorbitanten Preisen, sondern in der 99-Cent-Bar. Zwei, so scheint es, Muttersöhnchen haben wohl versäumt, die Getränkekarte zu studieren. Nun sind sie 1500 Euro los, wobei ihnen freundlicherweise nur die Flaschengetränke angerechnet werden. Klatschen kostet wohlgemerkt eine Runde Moët und das macht bei vier Frauen um sie herum den Braten fett.

Langsam beginne ich, die Arbeitsmoral anzuzweifeln, und mache das im Gespräch mit der Frau neben mir auch deutlich. Sie entschuldigt dies mit einer Sehnenscheidenentzündung am rechten Unterarm, dem nicht vorhandenen Mindestlohn und der Frage, ob ich denn nicht das nette Zimmer im hinteren Bereich besichtigen wolle.

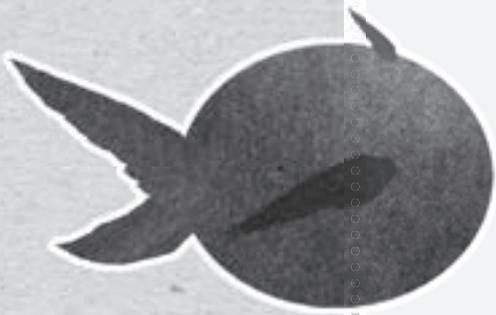
Allerdings kein IKEA-Showroom, so entschlief ich mich zur Antwort: »Nein«.

Wir gehen zurück zum Laufhaus, wo wir sogleich als Billigbiersäuerrotte vom Türsteher begrüßt werden. Ein herzlicher Empfang. Der letzte Raum in der 4. Etage ist wie eh und je recht kahl: Drei Getränke-Automaten mit dem »guten« 1-Euro-Bier und praktischerweise ein Geldautomat, der natürlich kein Kleingeld auswirft. Allerdings braucht man hier das auch nicht, denn die »Top-, Sexy-, Nicegirls« wollen keine Münzen, sondern schöne große Scheine.

Im Kontakthof warten die Frauen an Stehtischen, doch wir gehen. Wir gehen ins Bett.

Am Morgen danach werden wir geweckt, erst laute Musik von gegenüber, dann folgt eine schöne Rauchwolke und schon geht der Feueralarm los, der mich irgendwie an Möwenlaute erinnert.

Guten Morgen, schöne Welt. Das Gefälle des Zimmers erschwert das Aufstehen, erleichtert aber den Weg zum Bad, durch den Rechtsdrall. Alle Sechs sind geduscht, nach gefühlten drei Stunden. Auf geht's zum Fischlokal. Matjes La Haguer Art ist gut gegen den Kater!



THE-RING



im ankerwächter.

Von Till Bender

Keiner der Männer, die im »Ankerwächter« über ihrem Pils saßen, war Fischer oder jemals zur See gefahren. Niemand erzählte von früher oder spielte Akkordeon. Nicht einer rauchte Pfeife. Nicht mal vor der Tür.

Auf einem Flachbildschirm an der Wand lief unbeobachtet ein Bundesligaspiel.

Aber der Fremde, der an einem Tisch am Fenster saß, war ein echter Fremder, wie man sie aus alten Geschichten kennt. Seidl starrte durch die Scheibe, an einer Art Terrakotta-Kugelfisch vorbei auf den Fußweg einer verkehrsberuhigten Straße, ließ genau dieselben faden, farblosen Menschen an sich vorbeiziehen, die auch sonst überall im Land die Fußwege verkehrsberuhigter Straßen bevölkern, und war inzwischen bereit, sich einzugestehen, dass diese ganze Reise in den Norden wahrscheinlich eine komplette Schnapsidee war.

Seidl arbeitete für eine große Werbeagentur, die gerade versuchte, einen großen Kunden zu gewinnen, hatte sich Großes vorgenommen, und leise, aber unaufhaltsam kroch jenes lähmende, erstickende Gefühl in ihm hoch, das sich oftmals einstellt, wenn großes Scheitern in der Luft liegt. Was am Nachmittag während eines ausgiebigen Spaziergangs durch den Ort noch aufgeblasen arrogante Gereiztheit gewesen war, hatte sich in den vergangenen drei Stunden allmählich in Frustration verwandelt. Und die Tendenz setzte sich ganz klar in dieser Richtung fallend fort.

Seidl war verzagt und kleinlaut geworden, als Gordon Kappelman, Pensions- und Kneipenwirt des »Ankerwächter«, kurz vor dreiundzwanzig Uhr an den Tisch seines für heute letzten Gastes trat und fragte:

»Darf's hier noch irgendwas sein?«

Er bekam keine Antwort.

»Entschuldigung? – Möchten Sie noch was bestellen? Wir schließen gleich.«

Seidl schreckte aus seiner privaten Düsternis hoch: »Bitte? Oh, nein. Nichts mehr. Danke. Ich trink das nur eben noch aus.«

Er deutete auf die zwei Finger breit kalten Tee in seinem Glas, nahm einen kleinen Schluck und lächelte tapfer.

»Wie Sie meinen.« Kappelman warf einen forschenden Blick auf Seidl.

»Ich kann Ihnen sonst auch noch 'n Kleinen aufs Zimmer bringen. Sie sehen aus, als könnten Sie noch was zur Aufmunterung vertragen, ehrlich gesagt.«

»Nein, wirklich. Alles ..., alles bestens.«

Der Wirt zuckte mit den Achseln, warf sich sein Handtuch über die Schulter und murmelte mit hochgezogenen Augenbrauen zu sich selbst: »Na, dann ist ja wohl alles bestens.«

»Es ist bloß so, dass ich ..., also, ich hatte mir das hier alles irgendwie anders vorgestellt«, entrang sich Seidl.

Kappelmans Brauen wanderten noch ein paar Millimeter weiter hinauf, während er sich erstaunt in seiner Wirtsstube umsah.

»Ich meine nicht hier,« beeilte sich Seidl zu erklären. »Ich meine die Gegend hier, den Ort.«

»Das hier ist Schaaphörn«, rief der Wirt, »was hatten Sie sich denn von Schaaphörn so in etwa versprochen?«

Seidl holte tief Luft durch die Nase.

»Die Idee war, dass ich für ein langes Wochenende hier raufkomme, ans Meer, und ein paar Tage alles auf mich wirken lasse, den ganzen ... Norden – Seeluft, Salzwasser, raues Wetter, Wellen und Möwen und urige Typen, die urige Geschichten erzählen, von früher, die Pfeife rauchen, und zwar so, dass das nicht nach Getue aussieht; und dass ich so vielleicht auf Ideen komme, wie man den Leuten – Lust auf Fisch macht!«

Seidl schaute ins Leere und sah dort ein schönes Stück immer unwahrscheinlicher werdender Zukunft schweben.

»Unser Kunde kommt, sieht sich meine Präsentation an, das ganze schlüssige Paket – Fernsehspots, Radio, Plakate, Anzeigen –, und sie sagen, na bitte, genau das ist es. Nicht bloß eine lachende blonde Familie, die alle fröhlich in ein Fischbrötchen beißen, und ein Kind guckt durch einen Rettungsring. Was Substantielles. Was mit ... – Tiefe.«

Kappelman war beeindruckt von so viel Leidenschaft. Er rieb sich das rechte Ohrläppchen und sagte behutsam:

»Ich bin mir da nicht sicher, ob Sie in Schaaphörn Leute finden werden, die Geschichten von früher kennen, die Leuten Lust auf Fisch machen, ehrlich gesagt.«

Seidl schüttelte unwirsch den Kopf:

»Ich brauche ja auch keine fertigen Geschichten. Die denke ich mir schon selbst aus. Ich suche nur Material. Inspiration. Originalität, verstehen Sie, das Echte ...«

Der Wirt nickte: »... mit Tiefe!«

»Genau!«, seufzte Seidl.

Kappelman hatte es gern, wenn seine Gäste zufrieden waren. Neben dem Eingang stand ein eineinhalb Meter langer Garderobenständer. Kappelman ging langsam darauf zu, als hätte er Seidl plötzlich vergessen, blieb vor dem Ständer stehen und hingte den gekrümmten Zeigefinger seiner ziemlich schweren Hand an einen der Jackenhaken. Dreißig Sekunden vergingen. Dann sagte der Wirt, den Blick noch immer auf den Haken fixiert:

»Vielleicht habe ich da was für Sie.«

Er drehte sich zu Seidl um.

»Ich mache eben vorne zu und hinten Licht aus. Bin gleich wieder da.«

Seidl war gespannt.

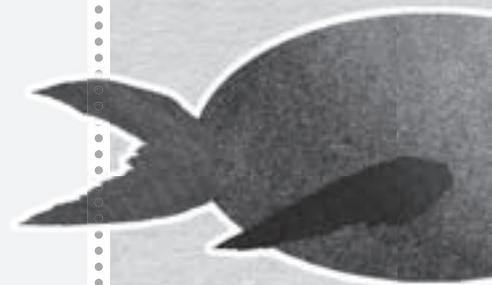
Als Kappelman kurz darauf zurück zum Tisch kam, hatte er zwei frisch geöffnete Flaschen Bier dabei, setzte sich Seidl gegenüber hin, schob ihm eine Flasche rüber und nahm selbst einen tiefen Zug.

»Mir ist da eben eine Geschichte eingefallen, an die ich lange nicht mehr gedacht habe. Ist schon paar Jahre her, also schon mal »von früher«. Meine beiden Nachbarn, links Friedrichs, rechts Keppler. Ich konnte an sich mit beiden ganz gut, aber irgendwie mochten die sich gegenseitig nicht so richtig. Nicht, dass sie verfeindet gewesen wären, aber Friedrichs hielt Keppler für einen Angeber, und Keppler schaute wohl immer so ein bisschen auf Friedrichs herab. Beruflich lief es nicht so berauschend für Friedrichs, und eines Tages machte er sich an die Umsetzung einer alten Idee: Er wollte sich selbständig machen mit einer eigenen fahrenden Fisch-Imbiss-Bude. War alles ganz solide durchdacht, fehlte bloß das Kapital. Kredit von der Bank kam nicht in Frage. Und dann kam Keppler mit seinem Vorschlag: Sein Bruder hätte genau so einen Wagen, wie ihn Friedrichs brauchte, abzugeben wegen Neuanschaffung. Vier Jahre alt. Top in Schuss, fertig mit Verkaufsklappe, Kühlung, alles. Keplers Bruder sagt einen anständigen Preis an, Keppler leiht Friedrichs das Geld, übersichtliche, korrekte Zinsen, und Friedrichs bietet sein Boot als Sicherheit. Schöner kleiner Daysailer. Nicht neu, aber noch schöner als neu. Auch alles schriftlich.

Die machen das Geschäft, Friedrichs ist vier Wochen glücklich, dann fällt an seinem Wagen die Kühlung aus. Auf dem Weg in die Werkstatt bleibt er auf der Kreuzung stehen. Motorschaden. Beides reparabel, wie sich herausstellt, aber beides teuer. Keplers Bruder hätte davon natürlich nichts gewusst, Keppler selbst hätte davon erst recht nichts gewusst und erst recht erst recht nicht, ob sein Bruder was davon gewusst hätte.

Aber Friedrichs schien das überhaupt nicht zu interessieren, und soweit ich weiß, hat er keinem der beiden je irgendwas in der Richtung vorgeworfen. Das könnte wiederum ein Grund dafür gewesen sein, dass Keppler dann meinte, die regelmäßigen Rückzahlungen wären zwar fester Bestandteil seiner Finanzplanung gewesen, aber er wollte jetzt auch Friedrichs nicht sofort zwingen, sein Boot zu verkaufen. So hing das Ganze erst mal bisschen ungut in der Schwebel.

Von welcher Seite das dann letztlich ausgegangen ist, ob das jetzt eine Forderung oder ein Angebot oder etwas von beidem war, ich weiß es nicht, aber eines Tages sind die beiden zusammen rausgefahren. So. Ich weiß aber, wie sie zurückgekommen sind: nämlich





mittelschwer zerzaust und Friedrichs ohne seinen linken kleinen Finger. Keppler hatte wohl mit seiner Erfahrung an Bord von Segelbooten kräftig übertrieben, dann auch keine Weste an und nichts, und war beim Wenden über Bord gegangen, und zwar bewusstlos, weil er sich vorher auch noch den Schädel angeschlagen hatte. Aber er hatte ja »Erfahrung an Bord«. Und Friedrichs ist dann sofort – das wird später noch wichtig –, sofort hinterher. Musst du dann ja auch, sonst ist der andere nach paar Sekunden weg.

Aber Friedrichs hatte ihn noch rechtzeitig, mit Schleppgriff zurück zum Boot geholt und dann an Bord gehievt. Dabei hat er sich den kleinen Finger abgeklemmt. Ja, zieh mal über hundert bewusste nasse Kilo über eine Bordkante oder Reling. Wenn da was zwischen kommt, gute Nacht. Der Finger ist auf See geblieben. Auf Deck ist Keppler dann wieder zu sich gekommen, und zurück an Land war so ziemlich das erste, dass er aus dem ursprünglichen Darlehen eine Schenkung gemacht hat. So. Kleine Heldengeschichte, war damals auch kurz in der regionalen Presse, aber keiner der beiden hat da eine große Sache draus gemacht. Und wenn man jetzt denkt, das hätte die beiden zusammengeschweißt oder so – das war auch nicht so. Eher, dass sich das Verhältnis noch weiter abgekühlt hätte. Hatte man den Eindruck.«

Kappelman nahm noch einen Schluck.

»Muss aber überhaupt nichts bedeuten. Aber dann ist was Merkwürdiges passiert. Obwohl – passiert ist eigentlich gar nichts. Folgendes: Kurz nach dieser Sache war Friedrichs hier bei mir in der Wirtschaft, mit seiner verbundenen Hand und so, und ist die ganze Zeit damit beschäftigt, den anderen Gästen zu erklären, dass er eigentlich lieber nicht drüber reden will. Nach einem Pils reicht es ihm. Er zahlt und verlässt fluchtartig das Lokal. Ich konnt's verstehen, ich bräuchte das auch nicht. Was er an der Garderobe hängen lässt, ist seine Jacke. Falls er noch eine andere Jacke besaß, habe ich ihn nie damit gesehen. Er hatte immer diese eine Jacke an. Beim Einkaufen, beim Tanken und an Bord. War so eine Columbo-Nummer bei ihm.

Als ich am Abend zumache, hängt sie immer noch da, und ich beschließe, sie ihm noch eben rüberzubringen. Es sind zwar nur ein paar Meter, aber weil es draußen gerade brutal schüttet, werfe ich sie mir schnell über.

Und in dem Moment klingelt hinten das Telefon. Ich spreche nur kurz, aber es reicht dafür, dass ich für einen Moment vergesse, dass ich nicht meine eigene Jacke an habe. Auf dem Weg zurück zur Tür stecke ich geistesabwesend die Hand in die Tasche, meine Finger finden ein Stück Papier, ich ziehe es automatisch heraus, und – ein Kassenzettel. Verstehen Sie, ich wollte auf keinen Fall spionieren. Mein Gehirn war da gar nicht mit dabei: Ich finde einen Kassenzettel in »meiner« Tasche und denke noch, wat? Wann war ich denn beim Ding einkaufen? Ich gucke aufs Datum, dann fällt mir ein, das ist ja gar nicht mein Zettel. So:

Der Zettel – ist – vom Tag vor dem Tag, – an dem Keppler und Friedrichs ihren Törn gemacht haben. Jetzt gucke ich ihn mir noch mal genauer an. Und da steht, klar und deutlich: Toastbrot, Zwiebeln, Senf.«

Seidl guckte wie jemand, der gerade erfolgreich in Hypnose versetzt worden ist, aber jetzt die Anweisungen nicht kapiert.

»Verstehen Sie, der Bon sah aus wie gerade eben frisch ausgedruckt. Ein eindeutig keinesfalls jemals nass gewesenes Stück Papier. Die Jackentasche hatte nur eine einfache Klappe, mit einem und einem kaputten Druckknopf. Diese Tasche hätte nichts auch bloß für eine Minute trocken gehalten, wenn man die Jacke vorsichtig in die Badewanne gelegt hätte.

Ich hab's probiert.

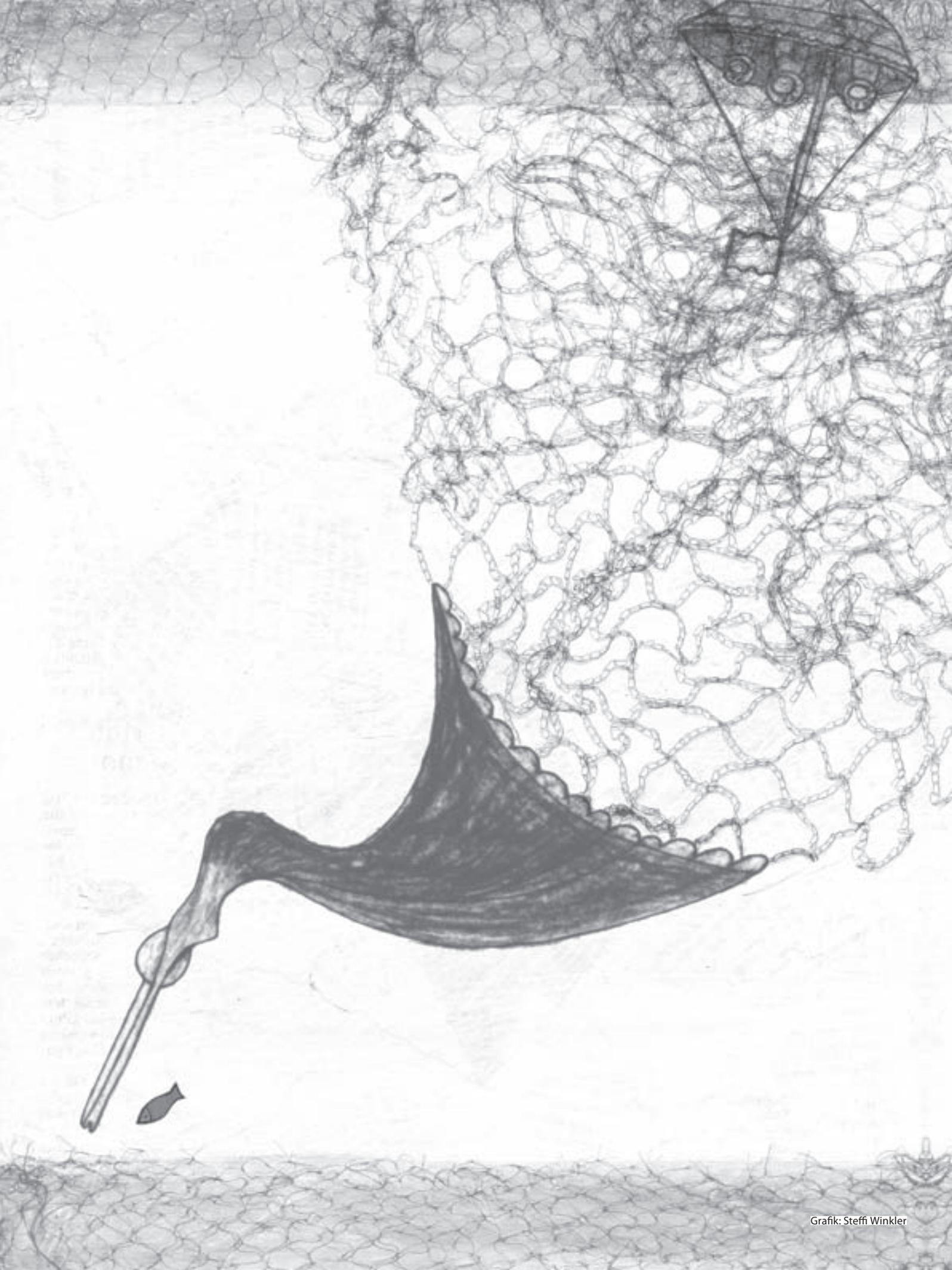
Am nächsten Morgen hab ich sie Friedrichs zurückgebracht. Da hat er noch mal zweifelsfrei bestätigt, dass er keine Zeit damit verschwendet hätte, sie auszuziehen bevor er ins Wasser ist. Ich hatte ihn extra noch mal gefragt, äh, unter Weglassung meines Interesses hintergrunds.«

Kappelman machte seine Flasche leer.

»So. Und jetzt kommen Sie. So wie in der offiziellen Version hat sich die Geschichte auf keinen Fall abgespielt. Vielleicht nur ein kleines bisschen anders, mit einer völlig trivialen Abweichung. Jacke an oder aus, wär' ja egal. Aber vielleicht ...

Na ja, wie auch immer. Geht mich ja nichts an. Aber wissen Sie, was aus den beiden geworden ist?«

Seidl schüttelte kaum merklich den Kopf. Im Fenster drehte sich der Terrakotta-Kugelfisch langsam um seine Schnur.



schwester am fenster.

Von Franziska Wilhelm

Mit Birte zog der Geruch nach Dickemädchenschweiß und Melonendeo in unser Haus ein. »Sie wird eine Zeitlang bei uns bleiben, bis es ihr wieder besser geht«, erklärte mir meine Mutter, während sie das Bett im Gästezimmer herrichtete. Birte sah nicht besonders krank aus. Sie war kräftig und ziemlich groß, ich schätzte sie auf einen Meter vierundachtzig. Ihre Nase, die Stirn und das Kinn leuchteten sehr weiß, ihre Wangen dagegen waren immer rot und manchmal violett. Sie schlief viel und meine Mutter erzählte mir, dass sie die Tochter einer alten Schulfreundin sei, die jetzt in Aachen wohne.

»Vielleicht kannst du dich ja ein bisschen um sie kümmern, mit ihr ein paar Filme schauen, Komödien oder so etwas«, sagte mein Vater, während wir warteten, dass Birte zum Abendessen herunterkam. Birte setzte sich an den Platz gegenüber dem Fenster, der bei uns sonst immer frei blieb, und aß sehr langsam. Ich fragte mich, wie man so dick sein konnte, wenn man so langsam aß. Wir warteten alle, bis Birte fertig war, dann verschwanden meine Eltern, um *den Abwasch zu machen*. Wir hatten seit sieben Jahren eine Spülmaschine.

»Und«, fragte ich unbeholfen, »hast du Lust, irgendeinen Film zu sehen, eine Komödie oder so etwas?«

»Nein«, sagte Birte.

»Da muss man sie lassen«, meinte mein Vater später, der die ganze Zeit an der Tür gelauscht hatte.

Den Rest des Wochenendes sah ich Birte nur zu den Mahlzeiten und war ganz dankbar dafür. Sie war nicht der Typ, mit dem man leicht ins Gespräch kam. Als ich am frühen Sonntagabend das Haus verließ, um ins Wohnheim zu fahren, entdeckte ich ihr Gesicht hinter dem Fenster. Ich winkte zu ihr hinauf, doch sie verschwand hinter der Gardine.

Als mich meine Eltern am nächsten Freitag vom Zug abholten, wusste ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Mein Vater brauchte fünf Anläufe, bis er mit der Sprache herausrückte. »Es ist so, dass Birte oben im Gästezimmer nicht gut schlafen kann. Du weißt ja, unterm Dach, die ganzen Geräusche ...«

»Wir möchten dir alle Freiheiten lassen«, kam ihm meine Mutter zu Hilfe, »du entscheidest, und egal wie – es ist absolut in Ordnung.«

»Ok«, sagte ich, »sie kann mein Zimmer haben. Ist ja nur vorübergehend.«

Beide atmeten auf.

Meine Mutter hatte das Gästezimmer schon gelüftet. Es roch weder nach Schweiß noch nach Melonendeo, sondern einfach nur nach Dach. Ich zog mein Schlafzeug an und legte mich in das frisch bezogene Bett. Es waren tatsächlich eine Menge Geräusche zu hören. Das Knarren der Balken, der Wind draußen, das leise Surren der Heizungsanlage. Ganz normale Dachgeräusche eben. Es dauerte trotzdem eine ganze Weile, bis ich einschlafen konnte.

Mitten in der Nacht schreckte ich hoch. Ich hatte von der Zeit geträumt, als meine Schwester noch im Bauch meiner Mutter gelegen hatte. Es waren diese paar Wochen im Sommer '91 gewesen, in denen wir sie jeden Tag gestreichelt und mit ihr gesprochen hatten. »Bald bist du da«, flüsterten wir in meinem Traum, »bald bist du da«. Ich knipste das Licht an und sah, dass das Fenster offen stand. Wahrscheinlich hatte meine Mutter es nach dem Lüften nicht wieder richtig verschlossen. Jetzt schwang es mit dem Wind hin und her. Jedes Mal, wenn es gegen den Rahmen traf, machte es ein seltsam schnappendes Geräusch. Ich stand auf und verschloss es, so fest es ging. Dann fiel ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen weckte mich meine Mutter. Es war schon fast halb zwölf, solange schlief ich sonst nie. Birte hatte beim Frühstück den Wunsch geäußert, schwimmen zu gehen. Unsere Badehandtücher lagen schon bereit. »Es ist am einfachsten, wenn nur ihr zwei geht«, erklärte mir mein Vater, während ich mir die Zähne putzte. »Sie soll sich von uns

nicht zu sehr behütet fühlen. Sie ist schließlich erwachsen.« Das leuchtete mir ein.

Birte trug einen dunkelblauen Sportbadeanzug, eine dunkelblaue Sportbadekeappe und eine Schwimmbrille. Trotz ihrer Stämmigkeit sah sie athletisch aus. Mit langen, kräftigen Zügen kraulte sie durchs Wasser, schneller als alle anderen.

»Du schwimmst echt gut«, sagte ich, als sie nach dreißig Minuten die erste Pause einlegte.

»Bevor ich krank wurde, hab ich mal ziemlich viel trainiert«, entgegnete Birte. Dann schüttelte sie das Wasser aus ihrer Schwimmbrille und stieß sich wieder vom Rand ab.

Mir war nicht nach Schwimmen. Seit dem Aufstehen hatte ich mich seltsam matt und schwer gefühlt. Ich kletterte aus dem Becken, nahm mein Handtuch und legte mich auf eine der Bänke an der Seite. In der Halle lief der Radiosender, den meine Mutter am liebsten hörte, die Oldiewelle. Ich erinnerte mich an meinen Traum von letzter Nacht und wie wir »bald bist du da, bald bist du da« in Mutters Babybauch geflüstert hatten.

Meine kleine Schwester war heimlich gestorben. Sechs Wochen hatte ihr kleiner toter Körper im Bauch meiner Mutter gelegen. »Es ist unmöglich, dass Sie keine Schmerzen gespürt haben«, hatte der Doktor gesagt, aber meine Mutter hatte nur mit den Schultern gezuckt. Nachdem die Leiche aus ihrem Körper geborgen war, hatte sich meine Mutter auf unser Sofa gelegt und war anderthalb Jahre nicht mehr aufgestanden. Ich hatte damals oft gespielt, dass sie Schneewittchen war. Meine Mutter hatte ein hellgraues Nachthemd getragen und ihr dunkles Haar war länger und länger geworden, was ihr sehr gut stand. Einmal, als mein Vater nicht zu Hause war, hatte sie ihre Hand auf meine Wange gelegt und meinen Kopf ganz langsam zur Seite gedreht. Draußen auf dem Fensterbrett hatte das Baby gestanden und zu uns hereingeschaut. »Da ist sie also«, hatte ich gesagt und meine Mutter hatte die Lider gesenkt und genickt.

»Willst du auch Pommes?«, fragte Birte, die plötzlich neben mir stand, das Handtuch um den Körper gewickelt.

»Nee, danke«, sagte ich und Birte verschwand in Richtung des kleinen Imbissfensters. Ich drehte meinen Kopf zur Glasscheibe. Draußen vor der Schwimmhalle lag ein leerer Sportplatz, dahinter Gartenanlagen. Früher waren wir manchmal dort spazieren gewesen. Anfangs nur mein Vater und ich, später gingen wir dann immer zu dritt.

Mutters Schneewittchenzeit auf dem Sofa endete so plötzlich, wie sie angefangen hatte. Im Januar 1993, zwei Tage vor meinem sechsten Geburtstag, hatte meine Mutter auf einmal im Türrahmen des Wohnzimmers gelehnt. Sie trug Jeans, einen Wollpull-over und einen Handtuchturban auf dem Kopf. Ich weiß noch, wie ich mich darüber erschrocken hatte. So kannte ich sie gar nicht mehr.

»Jetzt wird alles wieder gut«, hatte mein Vater gesagt und von da an waren wir jeden Sonntag in die Natur gegangen oder in den Zoo oder in ein Museum. Mein Vater hatte sich immer neue Dinge für uns ausgedacht und meine Mutter bekam nach und nach wieder etwas Farbe ins Gesicht. Über das Baby

sprachen wir nie. Nur manchmal, wenn ich allein zu Hause war, setzte ich mich auf das Sofa und schaute zu, wie meine Schwester am Fenster alles beobachtete, was ich tat.

»Wenn du willst, können wir jetzt gehen«, sagte Birte, die ihre Pommes anscheinend schon aufgegessen hatte. »Gut«, antwortete ich und schlüpfte in meine Badelatschen. Während ich uns nach Hause fuhr, bat mich Birte, die Oldiewelle abzuschalten. Es wurde plötzlich sehr still im Wagen.

»Was ist das eigentlich, was du hast?«, fragte ich Birte, während wir die Magdeburger Allee hinunterfuhren. Die Frage war einfach so aus mir herausgekommen.

Birte strich sich mit den Händen über ihre breiten Schenkel, als ob sie etwas Unsichtbares von dort wegwischen wollte.

»Ich weiß es selbst nicht genau«, antwortete sie leise, »es stimmt einfach nichts mehr. Ich bin nicht mehr wirklich da. Alles, was passiert, passiert weit weg. Es ist schwer zu beschreiben.«

»Kann ich verstehen«, sagte ich und tatsächlich verstand ich es irgendwie.

Wir schwiegen für den Rest der Fahrt.

Als wir zu Hause ankamen, warteten meine Eltern schon an der Tür.

»Na, war's schön?«, fragte meine Mutter. Ich nickte.

»Wir haben eine Idee«, sagte mein Vater, »wenn ihr wollt, können wir heut' abend alle Mann zusammen ins Kino gehen, ich geb 'ne große Runde Popcorn.«

Birte sagte: danke, aber sie sei sehr müde vom Schwimmen. Mein Vater nickte und wir drei fuhren allein ins Kino. Als wir zurückkamen, saß Birte oben im Gästezimmer auf meinem Bett. Ihre Wangen waren ziemlich violett.

»Ich hab jemanden gesehen, vor eurem Fenster«, flüsterte sie.

»Einen Menschen?«, fragte ich.

»Ein Kind«, sagte Birte.

Ich atmete ein und wieder aus und legte meine Hand auf Birtes Arm. Sie zog ihn weg, schüttelte den Kopf und verschwand ins Badezimmer. Draußen war alles still, selbst der Wind, der sonst immer von den Feldern zu uns herüberwehte, schwieg. Ich warf mir meine Fleecejacke über und ging nach unten. Leise schloss ich die Tür auf und lief um das Haus herum zum Wohnzimmerfenster. Das Baby stand draußen auf dem Sims. Ich betrachtete seinen kleinen, schmalen Rücken und durch das Fenster den Esstisch, die Eckcouch und das Bücherregal. Meine Eltern saßen auf dem Sofa und schauten fern. Es sah gemütlich aus. Die Stehlampe gab ein schönes gelbes Licht, meine Mutter nippte an einem Glas Rotwein und mein Vater hatte den Arm um sie gelegt.

»Es ist alles gut«, sagte ich leise in die Nacht hinein. Das Baby drehte sich nicht nach mir um.

aus: Franziska Wilhelm, »Die Fischschwester«, Edition Muschelkalk, Wartburg Verlag, Weimar, 2012.



Das nächste hEFt erscheint am 1. Oktober 2013

Offene Redaktion: 31. Juli 2013

hEFt-reliest am 27. September 2013

Redaktions- und Anzeigenschluß am 23. August 2013

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Drohnen

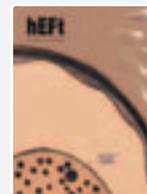
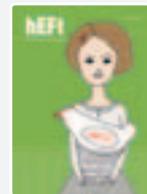
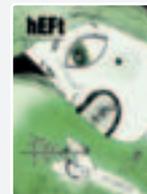
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Drohnen«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Ilmenau** TU-Campus // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

*hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de*



Autor/innenverzeichnis

JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com » ROLAND BÄRWINKEL, Schriftsteller, Bibliothekar an der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek Weimar // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // MAX BORCHARDT, Jg. 1992, Alt-Abiturient, Praktikant, Prä-Student aus Erfurt, Preisträger des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen 2013 // STEVEN M. BROWN, 1980 in Michigan geboren, lebte von 2006 bis 2012 in Weimar und Jena und jetzt wieder in Michigan. 2014 wird sein erstes Buch im Berliner Verlag Haffmans & Tolkemitt erscheinen // STEPHAN DEHMEL, Thüringer und Arzt, Partner und Übersetzer von Steven M. Brown, beruflich derzeit in Schottland unterwegs // PAOLO FUSI, Römer // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt // LYDIA KESSNER, Grafikdesign & Illustration, aus der Kreativ-Etage Weimar zückt sie Stift, Pixel, Pinsel und Papier um Bücher, Plakate, Cover oder Logos zu entwerfen. // MARTIN KÜRTH, 23 Jahre, studiert Geographie und Geowissenschaften in Halle, in der Freizeit möchte er sich in den gesellschaftlichen Diskurs zum Umgang mit der Natur einbringen und beteiligen // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk // CLAUDIA PAAL, Jg. 1983, wohnhaft im Wasserfallort Trusetal, Studentin an der VFHS Gotha, www.textkreationen-worte-mit-pfiff.de // PAUL PARSZYK, Jg. 1988, lebt und studiert in Erfurt // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin und Illustratorin, Erfurt, www.winklerin.de // FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, Autorin und Poetry Slammerin, lebt in Leipzig, www.franziska-wilhelm.de // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt

